DR ADOLF KÖSTER

DIE STURMSCHAR FALKENHAYNS

KRIEGSBERICHTE AUS SIEBENBÜRGEN u. RUMÄNIEN



Die Sturmschar Falkenhayns

Von Adolf Köster sind bei Albert Langen erschienen

Die bange Nacht
Roman 2. Auflage

Die zehn Schornsteine
Novellen 2. Auflage

Der Tod in Flandern
Kriegsnovellen 7. Auflage

Brennendes Blut
Kriegsnovellen 5. Auflage

Die stille Schlacht
Kriegsberichte 2. Auflage

Mit den Bulgaren
Kriegsberichte 2. Auflage

Wandernde Erde
Kriegsberichte

Die Sturmschar Falkenhayns
Kriegsberichte

Die Sturmschar Falkenhayns

Kriegsberichte
aus
Siebenbürgen und Rumänien

von

Dr. Adolf Köster
Kriegsberichterstatter

Albert Langen, München 1917

Inhalt

Auf der Fahrt zum rumänischen Kriegsschauplatze

Großes Hauptquartier Ost, 15. September 1916.

Auf der Fahrt nach dem rumänischen Kriegsschauplatz passiere ich soeben das Große Hauptquartier Ost. Generalfeldmarschall v. Hindenburg ist aus dem Westen hier wieder eingetroffen. Er hat dort nicht nur Besprechungen abgehalten sondern auch eine Reihe von Truppen besucht. Die gute Haltung und unerschütterliche Ausdauer unserer Kämpfer an der Somme haben auf den neuen Chef unseres Generalstabes einen tiefen Eindruck gemacht.

Die Stimmung unserer Obersten Heeresleitung ist voll Zuversicht auch gegenüber den neuen Aufgaben, die uns im Südosten gestellt werden. Während der Vizegeneralissimus der türkischen Armee, Enver Pascha, bereits vorgestern das Große Hauptquartier verlassen hat, ist der König von Bulgarien in Begleitung des Kronprinzen heute morgen von hier abgereist. Beide Besuche haben die feste Zuversicht auf eine glückliche Lösung der neuen schweren Aufgaben im Südosten durch getreue Zusammenarbeit aller Verbündeten gestärkt.

Über die augenblickliche Lage auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze erfahre ich vorläufig folgendes: An der siebenbürgischen Front ist noch alles in der Entwicklung begriffen. Während starke rumänische Kräfte auf zahlreichen niedrigen Pässen im Norden den rechten Schenkel des Karpathengebirgswinkels bis auf 50 Kilometer tief durchstoßen haben, ist der Gegner auf dem südlichen Schenkel nur etwa 20 Kilometer über die Grenze hinaus vorgedrungen. Gestern sind die Rumänen überraschenderweise im Süden bei Hermannstadt und bei Hötzing im Strelltal auf deutsche Truppenverbände gestoßen.

Bei Hindenburg

Großes Hauptquartier Ost, 16. September 1916.

In der weichen Abenddämmerung eines östlichen Septembertages, unter den hohen Bäumen eines Herrensitzes, wo Fasanen durch breite Hecken huschen und Rehe ungestört aus dem Walde in die Wiesen lugen, weitweg von Kriegs- und Friedensgeschrei — fast zufällig — traf ich den Mann, in dessen Namen seit kurzer Zeit noch viel mehr als bisher das deutsche Volk seine militärische Zukunft denkt. Ohne Generalstabskarten im Hintergrund, ohne Fernglas, ohne goldstrotzende Uniform, in der einfachen Litewka tauchte er plötzlich — hoch aufgerichtet, trotz des Stockes, an dem er ging — um die Ecke eines Gartenweges auf.

Die Leichtigkeit seiner Bewegung, eine gewisse ruhige Eleganz, die fast schlank wirkende Hoheit seiner Gestalt — das war die erste Überraschung. Da kam kein vierschrötiger Riese, der schon durch die breite Wucht seines körperlichen Ausmaßes die Menge besticht. Der Feldmarschall trat leicht und federnd auf uns zu, so leicht — auch neben dem schlanken und schmalen Adjutanten, der ihn begleitete, wirkte er nicht massig und schwer. Als wir ihm gegenüberstanden und ins Auge sahen, das war die zweite Überraschung. Wo war das breite, strenge Soldatengesicht, das die geschäftige Kriegsmalindustrie im Volke verbreitet? Die Züge Hindenburgs sind schlicht, aber nicht grob, ein wenig bleich von der lastenden Arbeit, aber nicht unruhig. Es ist nichts Martialisches in dem Gesicht, nichts vom „Russenschreck". Die Augen sind nicht stechend, kaum feldherrnhaft, eine lebendige Verklärtheit liegt auf dem Gesicht. Wohlwollen und Beruhigung geht von ihm aus. Und in der absoluten Ruhe, die seine Züge, seine Haltung und sein Auge beherrscht, unter seinem fast väterlich ruhigen Blick verschwindet fast ganz jener charakteristische Schnurrbart, mit dem die Maler, indem sie ihn übertreiben, Deutschlands Kinder erschrecken. Hindenburg ist ein militärischer Typus wie er seltener wird, voll Güte und anscheinend auch Beschaulichkeit, kein Napoleon, kein Friedrich, sicher ein großer Soldat, aber vor allem ein großer Mensch.

Aber erst, wenn der Marschall redet, strömt sein Wesen, die ganze Beruhigung und das Vertrauen aus, das man vom ersten Augenblick unter seinem persönlichen Einfluß verspürt. Eine dunkle, feste Stimme, weder laut, noch gewöhnlich jovial, aber voll innerer Entschiedenheit. Aus dieser Stimme strömt verhaltene Kraft, die Ruhe der Selbstbeherrschung und der Beherrschung der Dinge. Es liegt ein einfaches Geheimnis auf den Zügen Hindenburgs: das des selbstverständlichen, reinen Menschentums.

Der Marschall kam gerade vom Westen zurück und redete über unsere Kämpfer an der Somme.

„Hut ab vor jedem Grenadier da drüben."

Er spricht von der Schwere unserer Aufgaben im Westen und überall, von dem vielen, was noch zu tun übrig bleibt, aber er redet voll ruhiger, klarer Zuversicht:

„Man kann, wenn man muß. Wo ein Wille ist, da ist ein Weg. Man muß den Weg nur finden. Man muß sich für einen Weg entscheiden und muß den mit Konsequenz und Energie zu Ende gehen. Die Schwierigkeiten sind groß, aber wir haben ein gutes Recht zu hoffen, daß wir siegen."

Der Marschall redet nicht wie einer, der mit dem Kopf durch die Wand will. Eine kluge Bedächtigkeit liegt in seinen abgewogenen Worten: „Wenn es bei uns regnet, daß die Wagen nicht durch den Schmutz wollen, regnet es meistens drüben beim Gegner auch." — „Wer sagt, daß die Geschichte so vorwärts geht?" — und der Marschall zieht eine gerade Linie mit dem Finger nach oben in die Luft.

„Meistens geht es so," — und er zeichnet eine auf- und absteigende Kurve in die Höhe. „Eins freilich müssen wir noch einmal haben, und das sind Moneten. Zum Kriegführen gehört Geld seit Montecuccolis Zeiten. Aber ich habe feste Hoffnung, daß auch dieses Mal unsere Kriegsanleihe großen Erfolg haben und die Hoffnungen unserer Gegner enttäuschen wird. — Denn es steht gut um uns im Norden und Süden, Osten und Westen." Und dabei zieht der Feldmarschall ein Kreuz in die Luft, das unsere Kriegsschauplätze in allen Richtungen der Windrose angeben soll.

Eine merkwürdige Beruhigung geht von all diesen einfachen Worten aus, die wir aus anderem Munde so oft gehört haben. Sie wirken anders bei ihm, nicht so sehr, weil es der Generalstabschef unseres Feldheeres ist, der mit uns spricht, sondern weil es ein Mann dieser unerschütterlichen Ruhe, Einfachheit und Klarheit ist. Vertrauen weckt Vertrauen. Und hinter ihm steht Tannenberg und die Winterschlacht in Masuren.

Der Feldmarschall spricht auch von den Nöten zu Hause, voll Ernst, aber auch voll Hoffnung: „Auch die zu Hause müssen bedenken, daß sie Krieg führen." Aber er sagt das nicht leicht hin, sondern er denkt an die einzelnen zu Hause, auch an die Frauen und Mütter, er redet lange von den unbemittelten Frauen, „die stundenlang auf der Straße stehen und auf ein halbes Pfund Fleisch warten, immer in Sorge um ihre Kinder zu Hause, die bei verschlossenen Türen sitzen und vielleicht mit dem Feuerzeug spielen." Als der Feldmarschall von diesen deutschen Müttern sprach, rührte er an die Tiefen unserer Sorge und unserer Pflicht. In diesem Augenblick rückte er uns menschlich am nächsten.

Auch von Serbien redete er, vom belgischen Krieg und von manchem anderen. Keiner von uns hatte Lust, etwas zu fragen oder zu sagen. Er sprach so ruhig, trotz aller Bestimmtheit so besänftigend, daß man nur immer zuhören mochte. Der breite Sessel in seinem Ostquartier tauchte in der Erinnerung auf, wo der Marschall abends, hinter einer Flasche Moselwein plaudernd, stundenlang zu sitzen pflegte.

Ein Hauptmann, der neben dem Feldmarschall ging, trug den Namen Bismarcks. Und in der Tat, einen Augenblick wurde der Sachsenwald uns lebendig, als er so am Stock daherkam, stand und redete. Aber nur einen Augenblick. Vielleicht ist Hindenburg aus Bismarckschem Holze geschnitzt, aber ganz und gar nicht scheint er ein politischer Kämpe. All das Unausgeglichene, das Ungebundene, das Dämonische Bismarcks scheint diesem ruhigen, klaren und doch gütigen Soldatenkopfe zu fehlen. Hindenburg ist ganz unfranzösisch, ganz deutsch, auch in den Untertönen seiner Seele. Vor anderthalb Jahren traf ich im Westen seinen Sohn. Der erzählte mir von einem Briefe seines Vaters. Der Feldmarschall schrieb mitleidig von den Störchen Ostpreußens und Polens, wie sie nach der Heimkehr die verkohlten Kamine ihrer Dörfer umkreisten. Das ist Hindenburg, der Mensch.

Als wir durch den Park zurückgingen, kamen wir an ein rotes Haus, aus welchem viele grüne Lampen schimmerten. Unter einer dieser Lampen saß der große Mitarbeiter des Generalfeldmarschalls. Wir kamen an ein Haus, in dessen Wand ein großes Loch gebrochen war. Hunderte von roten Kupferdrähten zwängten sich von der Straße wie ein Riesenarm lebendiger Muskeln durch das Loch. Ich dachte, daß diese Drähte nach Ost und West, nach Nord und Süd führten, daß das Geschick von Millionen deutscher Männer durch diese Drähte hier zusammen lief. Ich dachte an den einfachen, großen, ruhigen Menschen, mit dem ich eben gesprochen hatte, und wie das Schicksal Leben und Tod so vieler Männer, die Zukunft eines ganzen Landes vielleicht, in seine Hand gelegt. Ein leiser Schauder überlief mich. Aber allmählich stahl sich ein Wunsch, ein warmer, heißer Wunsch aus dem Herzen hinüber in den Park: Möge er das große Werk vollenden! Lang lebe Hindenburg!

Im österreichisch-ungarischen Oberkommando

Südungarn, 17. September 1916.

Auf der Weiterreise nach dem rumänischen Kriegsschauplatz wurde ich im österreichisch-ungarischen Oberkommando empfangen. In Unterhaltungen mit mehreren Herren des verbündeten Oberkommandos und der ständig bei ihm tätigen deutschen Mission hatte ich Gelegenheit, über einige gerade Deutschland stark interessierende Fragen Auskunft zu erhalten.

Die am Abend meiner Ankunft eintreffende Nachricht von dem großen Siege in der Dobrudscha brachte das Gespräch sofort auf die Probleme des Krieges im Südosten. Selbstverständlich herrschte auch bei der Heeresleitung unserer Donauverbündeten über den deutsch-bulgarischen Sieg helle und reine Freude. Der Einbruch der Rumänen in die siebenbürgischen Grenzgebiete wird sicher schmerzlich empfunden, aber militärisch für unbedrohlich angesehen. Aus der Tatsache, daß der rumänische Angriff früher, als erwartet, kam, wird kein Hehl gemacht. Mit welchen Mitteln freilich Rumänien uns gegenüber arbeitete, geht aus der Äußerung eines unserer deutschen Generalstäbler hervor. Danach hat Bratianu noch am Mittag des Tages der Kriegserklärung uns gegenüber folgende feierliche Versicherung abgegeben: „Ich kann, ich will und ich werde neutral bleiben."

Der kurzen Offensive Rumäniens gegenüber hat die Heeresleitung unserer Verbündeten kaltblütig ihre Maßnahmen getroffen. Drei Wochen sind seit der prahlerisch aufgemachten Offensive verflossen, ohne daß unsere verlängerte Ostfront an einer Stelle ins Wanken gebracht wurde. Schon jetzt ist die Rechnung Rumäniens zusammengebrochen. Auf die trügerischen russischen Versprechungen bauend,

hat sie in schweren Niederlagen die wirtschaftlich und militärisch so wichtige Dobrudscha fast zur Hälfte verloren. Das rumänische Volk muß die Verbrechen seiner russophilen Politiker büßen. Denn natürlich betrachtet Rußland ganz Rumänien nur als Manövergelände für den Vormarsch auf Konstantinopel.

Heute liegt die Reise durch einen großen Teil des verbündeten Ungarlandes hinter mir. Ich bin soeben im Kampfgebiet angelangt. Wohl hat der erste rumänische Einbruch in den bedrohten Gegenden wie in der Hauptstadt des straff zentralisierten Landes schmerzlich gewirkt. Aber von Anfang an, und besonders, seitdem der rumänische Vormarsch sich so schnell an der Mauer unserer gemeinsam kämpfenden Truppen brach, und seitdem der treulose Gegner im Süden so kräftige Niederlagen erlitt, ist ganz Ungarn voll unerschütterlicher Zuversicht in die weiteren Ereignisse. Budapest prangte in Flaggenschmuck aus Anlaß des neuen Dobrudschasieges, und im Innern des Landes begegneten sich überall bekränzte Züge mit singenden Soldaten — genau wie jetzt vor einem Jahre, als ich den verbündeten Heeren auf ihrem Zuge durch Ungarn in den siegreichen Balkankrieg folgen durfte.

Kampfgebiet und Kämpfer an der ungarisch-rumänischen Front

20. September 1916.

Als ersten Abschnitt des ungarisch-rumänischen Kriegsschauplatzes besuchte ich das Kampfgebiet im Csernatal. Im Mündungsgebiet der Cserna haben die Rumänen von Verciorova aus am linken Donauufer entlang die Grenze überschritten und sind westlich bis ins Mündungsgebiet der Jeselnita vorgedrungen. Das vielgeprüfte Orsova, das über ein Jahr lang unter serbischem Feuer gelegen hat, wird augenblicklich von den Rumänen gehalten, wennschon sie nur mit schwachen Posten in der eigentlichen Stadt stehen, da vom gegenüberliegenden, ehemals serbischen, jetzt bulgarischen Ufer aus Orsova jederzeit in Brand geschossen werden kann. Die drüben am bulgarischen Ufer aufgestellte Artillerie macht überhaupt den Rumänen den Aufenthalt im unteren Csernatal recht ungemütlich, indem sie ihnen dauernd in Flanke und Rücken schießt. Nur in diesem südlichen Mündungsgebiet des Flusses haben die Rumänen die Cserna überschritten. Schon bei Koromnok, ungefähr 5 Kilometer nördlich von Orsova, biegt ihre Linie auf das linke Ufer zurück und verläuft hier in Abständen von 2 bis 2½ Kilometern diesseits der alten Reichsgrenze, zwischen waldigen Hängen und Schluchten von Kuppe zu Kuppe springend, bis in die Hochgebirgsgegend östlich von Herkulesbad. Herkulesbad selber ist niemals von Rumänen betreten worden. Ich habe mich gestern

längere Zeit in der Stadt aufgehalten. Sie ist vom Feinde eingesehen und geräumt worden. Aber ein Teil der Bäder steht unseren Truppen zur freien Verfügung.

Diese Kampflage ist entstanden, nachdem die geringen Sicherungstruppen zunächst vom 27. August bis zum 1. September in schweren Kämpfen die alte Grenze verteidigt hatten. Aber da diese politische Grenze an verschiedenen Stellen jenseits der strategischen Linie liegt und der Gegner auf mehreren guten, schon im Frieden vorgebauten, strategischen Straßen bald Kräfte bis zur Stärke einer Division heranwarf, mußten vom 1. September ab unsere schwachen Sicherungstruppen auf eine günstigere Linie westwärts weichen, die seitdem gut ausgebaut wurde und gehalten wird.

Diese Linie läuft unweit des Grenzkammes, von Koromnok nördlich das linke Ufer der Cserna beherrschend, bis Csernaheviz. Von diesem im Flußtale gelegenen Orte, wie auch von dem größeren, mehr nördlich gelegenen Börzeny wird nur der am linken Flügel gelegene Teil von rumänischen Posten gehalten. Gleich nördlich Börzeny biegt die Höhe Metteris und die Grenzkuppe des Kokosivlui zurück. Obwohl an einigen Stellen unsere und die feindlichen vorderen Linien nur 120 Meter voneinander entfernt sind, dürfen diese nicht mit den ausgebauten Linien unseres westlichen und östlichen Stellungskrieges verglichen werden. Es sind lose Postenlinien, die ab und zu durch völlig unwegsame Schluchten große Lücken aufweisen. Das Waldgebiet dieser Grenzgebirge gehört zu den unwegsamsten Gebieten Europas. Voll von undurchdringlichem Unterholz nimmt es teilweise den Charakter von Urwald an. Bären hausen in ihm, und es ist der natürliche Schlupfwinkel für einen geheimen Nachrichtendienst, wie er in dieser Ausbreitung nirgends möglich ist. In steilen Terrassen steigt das Gebirge an. Der Boden ist steinig und das Ausheben von Gräben, dem ich heute beiwohnte, äußerst mühevoll. Wasser muß in Fässern bis in die höchsten Stellungen geschleppt werden.

Die Kampftätigkeit an diesem Südabschnitt der Front ist in den letzten Tagen schwächer geworden. Die Ereignisse in der Dobrudscha dürften ihre störende Wirkung auch hier geltend machen. Trotzdem ist das Ziel, das die Rumänen mit aller Energie verfolgen werden, auch hier klar: sie wollen vor allem die wichtige Csernatalbahn langsam von Süden nach Norden in ihre Hände bringen. Zu dem Zweck versuchen sie immer wieder, bei Börzeny und Csernaheviz den Fluß zu überschreiten. Sie führen täglich gewaltsame Patrouillenunternehmungen gegen unsere Linien aus. Alle diese Versuche werden abgeschlagen. So wohnte ich gestern einem lebhaften Patrouillengefecht bei. Die rumänische Artillerie, der es hier anscheinend ganz an Steilfeuergeschützen fehlt, beschießt sehr schlecht unsere hinteren Verbindungen und Zeltlager. Ab und zu erscheint über dem Csernatal und den Donaubergen ein feindlicher Flieger. Aber der Umstand, daß die Rumänen sich seit einigen Tagen hier stark eingraben, scheint nicht

auf größere Offensivpläne an dieser Stelle hinzudeuten. Unsere Truppen, die bisher in der Verteidigung so Gutes leisteten, stehen bereit, den Angriff gegen den rumänischen Gegner energisch aufzunehmen, sobald die allgemeine Lage es erfordert.

Über den kriegerischen Wert des rumänischen Soldaten soll kein vorschnelles Urteil abgegeben werden. Er hat sich in Teilen des Hatszegabschnittes sehr brav geschlagen. Anderswo warf er schnell die Flinte ins Korn. Auf jeden Fall ist er gut ausgerüstet. Sein feldgrüngraues Tuch ähnelt zum Verwechseln dem unserer Verbündeten. Seine Kappe sieht aus wie die der Italiener. Er ist mit Pelzdecke, Pelzmütze und Knieschützer schon jetzt für den Winter versehen.

In allen Feldbüchern der Angehörigen des hier kämpfenden Regiments fand man merkwürdigerweise vorn eine Landkarte angeklebt, die das Groß-Rumänien der Zukunft, das „Romania Victorata" darstellt, das sich über Siebenbürgen in den Banat bis fast an die Theiß und nördlich bis nach Tokaj und über die Bukowina hinaus erstreckt. Das merkwürdigste an diesem von einem Professor in Jassy hergestellten und jetzt offiziell durch die rumänischen Militärbehörden vertriebenen Machwerk ist, daß es die Jahreszahl 1914 trägt!

Im Csernatal

Deutsches Kriegspressequartier Südosten, 21. September 1916.

Wieder im Csernatal. Im Angesicht der serbischen Donauberge, die vor einem Jahre unsere schwere Artillerie abkämmte. Wieder an der südlichen Grenze zwischen Ungarn und Rumänien. Aber wie anders alles ringsum gegen die Oktobertage des Donauüberganges! Damals war das serbische Ufer feindlich. Unsere schwere Artillerie bestrich die feindlichen Uferhöhen von Tekija, und unter ihrem Donner schoben sich unsere Pontons an das Ufer des Negotinzipfels. Die Rumänen sahen aus den braunen Gräben über Verciorova untätig auf unsere Kanoniere herab, die in langem Zuge durch das Eiserne Tor nach Brza Palanka eilten. Als wir mit den Bulgaren die erste Begegnung feierten, spielte ihre Musikkapelle von Turnu-Severin freundlich antwortend über die Donau herüber. Heute sind es verbündete Geschütze, die von Tekija herüber unseren Gegnern in den Rücken feuern. Die Rumänen sitzen an der Csernamündung. Sie sind unfern der heiligen Kapelle, unter welcher Ludwig Kossuth 1849 die ungarische Krone begraben ließ. Turnu-Severin wird von deutschen Fliegern bombardiert. In dem Walde östlich Herkulesbad knattern die Gewehre von Wallachen und Herzegowzen gegeneinander.

Wir liegen auf einer braunen Steinkuppe, 500 Meter über dem breiten ausgetrockneten Flußbett, durch dessen Mitte die glitzernden Wasser der Cserna rauschen. Rings um uns buddeln Bosniaken neue

Gräben aus dem harten Boden. Lange, sehnige Gestalten mit grauem Fez. Ab und zu faucht ein Geschoß von hinten hoch über uns hinweg auf den Kokosiului hernieder, wo die Rumänen sitzen. Die Geschosse schlagen in den grünen Wald, in die deutlich sichtbaren unpraktisch hoch aufgeworfenen rumänischen Stellungen auf der Spitze der Kuppe nieder. Ein rumänischer Soldat erscheint auf der Kuppe und rennt, riesig groß, gegen den Himmel entlang. Dann wird alles still. Die Spaten der Bosniaken knirschen in den Stein. Nur unten bei Orsova grollen schwere Geschütze.

Ein seltsamer Krieg. Man denkt zurück an Douaumont und Deniecourt. Ein Krieg wie vor 40 Jahren. Hier ist alles eingesehen. Unsere Kuppe. Wir. Die Straße unten im Tal. Börzeny da vorn, in dem die Rumänen sitzen, mit dem braunen Fabrikgebäude und der Turbinendrahtseilmühle. Aber niemand tut etwas. Ein seltsamer Krieg. Wie Goethe vor Verdun. Jetzt knattern die Gewehre zwischen Kokosiului und Torsana. Hell schmetternd, fast theaterhaft. Wo haben wir im Westen eine Schlacht der Gewehre gehört? Ein großes Patrouillengefecht ist im Gange. Von allen Bergen hallt das Echo wider. Jetzt wieder Stille. Der Rauch einer rumänischen Feldwache steigt im Tal auf. Ein Krieg wie vor 40 Jahren.

Endlose Hochwälder, aus denen hellgelbe Felsspitzen ragen, Kuppe hinter Kuppe, dazwischen tiefe Waldschluchten — das ist das Grenzland gegen Rumänien. Berüchtigt im Frieden durch die Kämpfe der Schmuggler und der Grenzwachen. Heute schleicht der walachische Spion auf seinen Opanken wiegenden Ganges mit den charakteristisch vorgedrückten Knien durch diese Schluchten hin und zurück. Hier gibt es keine geschlossene Kampflinie wie auf den großen Kriegsschauplätzen des Ostens und Westens. Alles ist hier noch altmodisch, unordentlich, unmethodisch, zufällig. Wer will in diesen dichten Wäldern den Standort der Batterien mathematisch bestimmen?

Wir sitzen in dem kleinen, kalten Unterstand des Bataillonsführers am Hange der Kuppe. Das Bataillon besteht aus Bosniaken. Auch der Bataillonsführer ist ein Bosniak — ein Südslawe — schönen montenegrinischen Schlages. Er betont geflissentlich diese seine Herkunft. Für manchen im Reich hat das Wort Bosniak vielleicht keinen vollen Klang. Auch hier müssen wir zulernen. Dieser bosniakische Rittmeister ist ein wohlerzogener, kluger Elegant. Er hat in Eger gedient, und während draußen die Gewehre weiterknattern, erzählt er von seiner schönen, reichen Heimat, von Mostar und Serajewo, von der Anhänglichkeit ihrer Bewohner. Er hat ein paar Freunde unter den Rumänen — aus seiner Dienstzeit in Nordböhmen her, wo jährlich zwei Rumänen bei seinem Regiment eingestellt wurden. Vielleicht liegen sie drüben auf dem Kokosiului und beschießen morgen seine kleine Hütte hier? Mit Mauser- und Manlichergewehren, die wir ihnen verkauft, nach Schießvorschriften, die sie von uns entlehnt haben? Vielleicht trifft er morgen einen von ihnen auf Patrouille?

„Habe die Ehre — wie geht es Ihnen? werde ich zu ihm sagen. Und dann werden wir uns beschießen.“

Wie er redet, sieht er aus wie eine der besten serbischen Soldatenfiguren, die wir im vorjährigen Kriege sahen.

Es war nicht immer so ruhig an der Cserna wie heute. Und morgen schon kann der rumänische Vormarsch über die westlichen Berge hinab in die heißersehnte Ebene des Banats wieder aufgenommen werden. Dann aber werden die Soldaten des Bukarester Königs auf eine andere Mauer treffen als damals in den ersten Tagen nach der plötzlichen Kriegserklärung. Auch hier wurde damals die Grenze nur von dünnen Posten gesichert. Fünf Tage lang wehrten in diesen dichten Wäldern ohne Verstärkung und aus schwachen Stellungen heraus die Ungarn den dichten Ansturm des heimlich massierten Gegners ab. Bis zum 1. September war an der Cserna der ungarische Boden vom Feinde fast frei. Man hat in der Zentrale des Ungarlandes heftig gestritten, ob das allzu große Vertrauen in die rumänischen Versicherungen nicht ein großer Fehler war. Darüber aber kann bei keinem ein Zweifel sein: was in diesen ersten Tagen die Truppen unserer Verbündeten hier und an vielen Stellen nordwärts mit verzweifeltem Mute geleistet haben, das darf ihnen nie vergessen werden.

Gleich nach dem Kriegsausbruch, als oben in den Bergen die Gewehre zu knattern begannen, setzten sich die Dörfer des Csernatals, nordwärts flüchtend, in Bewegung. Sobald es ruhig ward, kehrten die Leute zurück. Jetzt arbeiten sie wie im Frieden. Die Ernte wird eingefahren. Mais und wieder Mais. Gelber, leuchtender Kukuruz. Das träge Büffelgespann wird von Frauen geleitet, Rumäninnen in bunten Lederjacken und weißen Röcken, über welche zahllose lange, farbige Fransen herniederhängen. Die Männer in ihren weiten, weißen Linnenhosen schippen unter Aufsicht von Soldaten oben in den Bergen. Zigeunerkinder spielen auf der Straße.

Diese Dörfer und dieses ganze Komitat sind ein lebendiges Abbild von Südungarns Reichtum, seiner Buntheit und den zahlreichen Schwierigkeiten seines politischen Gemeinschaftslebens. Rings um das Dorf ziehen die wohlbebauten und fruchtbaren Äcker sich hoch an den Bergen hinauf. Wein und Weizen gedeihen üppig in der fast südlichen Sonne. Der Fluß rauscht durch das Gestein und legt weite Strecken schwarzer Steinkohle bloß, deren reiches Vorkommen hier und in den westlichen Bergen eine ganze Anzahl Gruben und Arbeiterstädte hat emporkommen lassen. Aber welch ein Gewirr von Völkern selbst in dem kleinsten Dorfe des Csernatales. Die Geschäfte tragen deutsche, serbische und rumänische Namen. 65 Prozent aller Einwohner dieses Komitats sind Rumänen. Die anderen sind Deutsche und Serben, aber auch Tschechen und Zigeuner. Sogar bulgarische Siedelungen gibt es, aus fleißigen Gärtnern bestehend, in der Umgegend von Lugos und anderswo. Und in manchen Dörfern kaum einen einzigen Magyaren — bis auf die Beamten. Nur das Innere der

großen, sauberen Schule sieht rein magyarisch aus, wo von den Wänden die Anschauungstafeln des Sprachunterrichts selbst- und zielbewußt auf die vielsprachige Jugend herniederschauen.

Und über all diese verschiedenen Sprachen und Gefühle, über Analphebetismus und bewußten Widerstand hinweg soll ein gemeinsames Staatsgefühl aufgebaut werden, ist trotz aller Schwierigkeiten ein gemeinsamer Abwehrwille gegen außen errichtet worden. Unten im Dorfe wimmelt es von österreichisch-ungarischen Soldaten. Seit den serbischen Tagen hatte ich sie nicht wieder gesehen. In der kalten eisigen Luft des Reiches draußen vergißt man ihre Vorzüge ebenso leicht wie jene großen Schwierigkeiten ihres staatlichen Lebens. Aber sobald man sie wieder sieht, ist man wieder überrascht — von ihrer guten Haltung, der körperlichen Frische jedes einzelnen. Und man beginnt sie wieder zu lieben, diese Männer aus Mähren und den Puszten, die so ganz anders sind und sich anders geben als wir — und die doch so Wunderbares geleistet haben gegen gewaltige Übermachten auf allen Schauplätzen des Krieges.

In Herkulesbad

Deutsches Kriegspressequartier Südost, 21. September 1916.

Trotzdem es in „Strefflers Militärwochenblatt" stand, ist Herkulesbad bis heute von keinem rumänischen Soldaten betreten worden. Das alte „Ad aquas Herculi sacras" liegt nur 5 Kilometer von der ungarischen Reichsgrenze entfernt. Und die rumänischen Posten sitzen hoch oben auf der Spitze des Domogled, an dessen Fuß sich der alte Kursalon anlehnt. Aber den Steilabfall dieses hohen Kalkberges hinunter wagen sich auch die selbstbewußten Nachkommen der alten Daker nicht. Bevor die Rumänen nicht das ganze Csernatal bis Mehadia erobert haben, dürften die ungarischen Soldaten weiter ihre Bäder in der berühmten römischen Schwefelquelle nehmen. Wenn nicht etwa in Bälde die eingebrochenen Hilfsscharen der Entente zum Schutze Bukarests oder aus andern zwingenden Gründen zurückbeordert werden.

Das stolze Grenzbad liegt heute verödet da. Es leerte sich bestürzt im Nu, als am 27. August plötzlich die Kriegserklärung über die Berge herübersprang. Nicht einmal alle Fensterläden der langen Hotels sind geschlossen. Gartentüren stehen noch halbgeöffnet, als ob drinnen in den Villen unter den Wallnuß- und Kastanienbäumen die reichen Frauen Ungarns und Rumäniens nur kurze Siesta hielten. Aber die gelben Septemberblätter fallen immer dichter auf die leeren Promenaden. Keine Kinder spielen mehr in den Anlagen. Ein paar rumänische Einhüter gucken scheu aus dem Keller eines Hotels. Das heiße Schwefelwasser, das aus den Piscinen der Badehäuser in die

Cserna fließt, dampft wie vor 2000 Jahren. Und die alten römischen Votivtafeln, die sorgsam in die Mauer des rosaroten Wandelganges eingelassen sind, glotzen mit ihren verwaschenen Buchstaben fremd in dieses neue Kriegstheater.

Hercules-Fürdö war im Frieden von vielen Rumänen besucht. Rumänische Ärzte zeigen an den Eingangspforten der großen Straßenpaläste in leuchtend goldener Schrift ihre Sprechstunden an. Viele rumänische Offiziere und ihre Familien trafen sich im Frieden hier freundschaftlich mit ihren ungarischen Kameraden. Auch der alte König Carol war öfter hier. Und wie seine, so wurde auch die Anwesenheit seines alten serbischen Kollegen durch eine Denktafel im oberen Teil der Badestadt verewigt. Aber wer mag heute daran erinnert sein, wo in der Dobrudscha serbische Bataillone neben den Soldaten des Bukarester Ententekabinetts gegen Deutschland fechten — und wo die Analphabeten der Wallachei in den alten deutschen Städten Siebenbürgens als Befreier auftreten.

Vom Domogled bei Herkulesbad springt die rumänische Front über die westlichen Vorkuppen des Grenzgrates bis nach Koromnok nördlich Orsova hinab, wo sie die Cserna überschreitet, um bei Dunaonhagy auf die Donau zu stoßen. Auf dieser Linie liegen die beiden Fronten — oft durch Schluchten und undurchdringliche Waldstücke unterbrochen — seit Anfang September sich gegenüber, grabend, schießend, durch Patrouillenvorstöße sich gegenseitig beunruhigend. Seitdem es den Rumänen in der Dobrudscha schlecht ergeht und sie anfangen, sich fest einzudrahten, ist es im Csernatal noch ruhiger geworden. Aber niemand weiß, wie lange diese Ruhe dauert.

Sie wurde vor einigen Tagen seltsam unterbrochen. Am Abend des großen Dobrudschasieges, als die Freudennachricht nach vorn auf die Berge gegeben wurde, ging ein Siegesgebrüll durch unsere vorderen Reihen von Posten zu Posten. Die erschreckten Rumänen erwarteten einen Angriff. Sie schossen wie wild ins Dunkel. Auf einer Stelle rissen sie aus, und unsere Truppen besetzten kampflos 2 Kilometer ihre Linien. Sie scheinen wirklich noch unerfahren im rauhen Krieg der Neuzeit. Nördlich Czernabesenyo geriet vor ein paar Tagen ein rumänisches Infanterie-Detachement in das Feuer eines unserer schweren Geschütze. Die Leute zerstoben wie Hühner, unter die der Adler stößt. Acht liefen zu uns über. In ihren Tornistern fand man zuerst jene großrumänischen Zukunftskarten, von denen ich bereits berichtet habe; schamloser hat nie ein Volk seinen Krieg als reinen Eroberungskrieg jedem einzelnen seiner Glieder in den Kopf gehämmert.

Die Kämpfe, die hier an der südungarischen Front vom 27. August bis zum 1. September tobten, waren trotz der geringen Ausdehnung von einer Erbitterung, die dem ganzen Krieg gegen Rumänien scheinbar sein Gepräge geben wird. Auf seiten der Rumänen paart sich dabei der Haß gegen die „Bedrücker" seiner Volksgenossen mit dem

durch alle Mittel aufgepeitschten Stolz des sieghaft nahenden „Befreiers". Die Ungarn hingegen verteidigen wütend ihre verwüsteten siebenbürgischen Komitate. Sie denken an die Tausende von siebenbürgischen Flüchtlinge. Sie wollen sich rächen an jener Nation, die ihnen nach zwei harten Kriegsjahren verräterisch an die Gurgel springt und den nahen Sieg entreißen will. Von dem Generalstabsoffizier einer am Stogiorului liegenden österreichisch-ungarischen Brigade hörte ich grausame Einzelheiten schon aus den ersten Nahkämpfen. Die Methode der Kriegführung in diesem Waldgebirge an den Grenzen des Balkans ist sicher altmodischer als an der Somme und vor Verdun. Aber gewiß nicht menschlicher.

Wieder ist jetzt die Donaustraße in Ketten geschlagen. Ein Jahr lang lag sie tot zwischen Serbien und der Monarchie. Dann kamen die deutschen Geschütze und schossen sie frei. Vor einem Jahr ging der erste Donautransport von Orsova durch das Eiserne Tor nach Lom Palanka hinab. Es war eine aufregende Oktobernacht. Gefechtsklare Monitore begleiteten den Transport. Mit klaren Instruktionen. In Turn-Severin lagen ein paar russische Kanonenboote. Man traute den Rumänen nicht ganz, falls sich die Notwendigkeit ergab, mit den russischen Booten auch rumänisches Territorium anzuschießen. Aber alles ging gut. Die Russen blieben ruhig und wurden interniert. Viele Transporte sind seitdem die Donau auf- und abwärts geschleppt. Auch das ist jetzt vorbei. Auch auf der Donau wird wieder gekämpft. Als ob dieser alte Fluß ahnte, daß der rumänische Krieg nun endgültig auch über die große wirtschaftliche Zukunft seiner Mündungen entscheidet. Wieder huschen die flinken graugrünen Kriegsboote der Monarchie auf ihm hin und her. Der Flußkreuzer „Almos" hat Turn-Severin bombardiert. Die Patrouillenboote „Lachs" und „Stör" schossen Verciorova in Brand. Auch im Kasanpaß an der Trajanstraße rollt der Donner. Und dort, wo vor einem Jahre serbisch-französische Schiffsgeschütze unsern Übergang zu hindern strebten, da feuern jetzt bulgarische Batterien den Rumänen in Rücken und Flanke.

Es liegt etwas Tragisches über dieser südungarischen Kampffront. Millionen von Rumänen sind durch den unerbittlichen Gang der Geschichte in die eisernen Klammern der Monarchie eingeschlossen. Ihr Schicksal ist mit dem Schicksal Ungarns verflochten. So sind es an vielen Stellen rumänische Häuser und rumänische Äcker, die hier verteidigt werden müssen — zum Teil von rumänischen Ungarn — gegen die Sprachgenossen von drüben aus dem Königreich. Die schönen Träume einer rein nationalen Organisation der Welt geraten in die harten geschichtlichen Kämpfe um große staatliche Notwendigkeiten, an denen die Zukunft der Menschheit hängt. Wie oft und wie Schönes haben wir gelesen von den „unerlösten" Rumänen. Jetzt sehen wir sie vor uns in den Dörfern arbeiten, die bunten Frauen, Männer und Kinder. Wo ist das heilige Zeichen des Rechts auf ihrer Stirn?

Es sind Menschen, die hart arbeiten, die nichts wollen, als ihr armes Leben leben, viele Analphabeten. Die flammenden Aufrufe rumänischer und französischer Professoren ließen sie kalt. Vor ihren eigenen Landsleuten flohen sie nordwärts nach Ungarn hinein.

Ungarn kämpft jetzt um seine ganze Zukunft. Es kämpft mit allen seinen Menschen. Vor ein paar Tagen wohnte ich in einer südungarischen Stadt dem Auszuge eines Ersatzbataillons bei. Mit Blumen geschmückt in einer Fülle, wie der Nordländer es nicht kennt — hinter einer Musik, die zwischen ungarischen Märschen den bulgarischen Kriegsgesang spielte — zogen diese jungen Männer zur Bahn. Lärmend, singend, wie am berauschten Anfang dieses Krieges. Die Mädchen stürzten aus den Häusern und drückten den Burschen immer neue Blumen in die Hand. Braune, schöngewachsene Menschen in untadeliger Ausrüstung. Und neben und zwischen ihnen marschierten Frauen und Kinder — alte und junge Bäuerinnen — in ihren vielerlei bunten Trachten — barfuß — jede mit einem braunen Tuch in der Hand, das gefüllt war mit letzten Liebesgaben. Manche weinten. Viele hatten den Geliebten an der Hand. Einige waren Marktfrauen, und während die Linke im Arm des Sohnes ruhte, hielt die Rechte den gefüllten Korb, der schwer auf dem Kopfe lastete. So wälzte sich der Zug durch die breite ungarische Stadtstraße — ein Anblick, der nach zwei Jahren Krieges erhob und bedrückte zugleich. Es waren alles Ungarn. Aber es waren nicht alles Magyaren. Es waren auch Rumänen und Deutsche und Serben. Man sah keinen Unterschied. Nicht in den Soldaten, nicht in den Müttern. Was sie dachten und ob ihre Gefühle auseinanderstrebten, ich weiß es nicht. Es schienen mir alles Angehörige einer großen Volksgemeinschaft. Und sicher waren es alles Menschen, die in heiliger Stunde ihr Letztes gaben. Ungarn kämpft heute um seine ganze Zukunft.

Die Kämpfe am Vulkanpaß

An der siebenbürgischen Front, 24. September 1916.

Soeben kehre ich aus dem Kampfgelände des Strelltales zurück, wo vom 14. September bis gestern deutsche und ungarische Truppen vereint die eingebrochenen Rumänen nach schweren Kämpfen über die Grenze geworfen haben. Die von mir besichtigten Stellungen, die die Rumänen von dem Dorfe Nagy Bar aufwärts über Krivadia, Banicza und Petroseny bis ins Hochgebirge des Vulkanpasses hinauf in den drei Wochen ihrer Okkupation angelegt haben, waren ebenso zahlreich wie überraschend gut verteilt und ausgebaut. Dichte breite Drahtverhaue, tiefe, geschickt aufeinander ausgerichtete Gräben, durch mehrfach übereinander liegende dicke Baumstämme gedeckte und mit Schießscharten versehene Unterstände — alles zeigte, daß die rumänische

Heeresleitung aus den Erfahrungen dieses Krieges sich viel zu eigen gemacht hat. Das ganze Strelltal war in einer Ausdehnung von 35 Kilometern durch starke Barrieren wie durch flankierend beherrschende Höhenstellungen zu einer zusammenhängenden, kleinen Talfestung ausgearbeitet — bei der Kürze der dem Gegner zur Verfügung stehenden Zeit immerhin eine bemerkenswerte Leistung.

Das ganze Kampftal, das ich bis zur Wasserscheide zwischen Ungarn und Rumänien abging, zeigte die frischen Spuren des Kampfes, erstürmte und geräumte Gräben, ausgebrannte Dörfer, Haufen von verlassener Munition, weggeworfenen Tornistern und Uniformen. Auf den Maisfeldern die ersten deutschen Soldatengräber Siebenbürgens. Heimkehrende Flüchtlinge, die ihre Häuser geplündert, ihr Vieh weggetrieben fanden. Während oben am Vulkanpaß noch bis gestern gekämpft wurde, da die Rumänen in immer neuen Gegenangriffen den wichtigen Paß wieder in ihre Hände zu bekommen suchen, wird unten im Tal schon mit allen Mitteln an der Ausbesserung der Schäden gearbeitet, besonders an der Eisenbahnlinie des landschaftlich berühmten Strelltales, die einige mit großen Kosten errichtete Kunstbauten aufweist und an mehreren Stellen unterbrochen war.

Über die achttägigen Kämpfe, die zu der siegreichen Vertreibung des Feindes über den Vulkanpaß führten, erhielt ich im Quartier des deutschen Führers, der die Operationen leitet, folgende genaueren Mitteilungen.

Als die Operationen begannen, hatte sich der linke Flügel der Sicherungstruppen unserer Verbündeten vor der drückenden Übermacht des Gegners in die Talebene gerade südlich des Dorfes Puy zurückgezogen. Ihr rechter Flügel stand hoch oben im Hatszeger Gebirge.

Um den Gegner über die Grenze zurückzuwerfen, mußten wir zwei Gebirgszüge überschreiten. Zunächst die Wasserscheide zwischen Ungarn und Rumänien, die sich durchschnittlich in 1000 Meter Höhe von der Tulisa im Westen über die Oboroca und den Muncelului nach dem Sattel von Banicza hinabsenkt und jenseits desselben sich rasch wieder erhebt. Darauf nach Durchquerung des westlichen Zsiltales den eigentlichen Grenzkamm mit dem über 1600 Meter hohen Vulkanpaß. Der sogenannte Szurdukpaß hingegen ist weniger ein Paß als eine enge Schlucht, durch welche die vereinigte Zsily sich einen Weg im Grenzgebirge bahnt.

Der erste Angriff ging aus der Ebene heraus gegen eine rumänische Linie, die im Strelltal beiderseits des Dorfes Nagy Bar begann und über Barloi—Branu—Angros bis zum Muncelului sich zog. Diese Linie war besonders stark ausgebaut. Das ganze waldige Vorgelände war da, wo es die Sicht behinderte oder ein Heranschleichen erleichterte, abgeholzt. Artillerie war, gut gedeckt, bis auf die vorderen Höhen vorgezogen worden. Da die gebotene Eile lange Umgehungsversuche nicht zuließ, entschloß die deutsche Leitung sich zu einem

Frontalangriff. Dieser wurde für den 14. September auf der ganzen Linie angesetzt. Er führte unter besonders wirksamer Mithilfe unserer schweren Artillerie zu einem durchschlagenden Erfolge. Da die gegnerische Infanterie sich fast an allen Stellen tapfer wehrte, erlitt sie außerordentlich starke Verluste, besonders am Branuberge, wo sie sich am längsten hielt. Mehrere heftige Gegenangriffe bewiesen schon hier, daß der rumänische Infanterist kein Schwächling ist, während seine Artillerie durchweg schlecht schoß.

In den folgenden drei Tagen versuchte der Gegner, durch zahlreiche kleinere Unternehmungen, bei denen er sich dem gebirgigen Waldgelände gut anpaßte, immer wieder unseren Vormarsch aufzuhalten. Bei den Schwierigkeiten des Herantransports von Proviant und Munition hatten unsere immer wieder beunruhigten Truppen keine leichten Tage. Trotzdem drangen sie unter siegreichen Gefechten bis zur Wasserscheide an der Station Banicza vor. Aus den Kämpfen dieser ersten Tage ist besonders der Erstürmung der Höhe 553 zu gedenken, die uns in den Besitz zweier völlig unbeschädigten 10-Zentimeter-Kanonen brachte.

Damit war die erste Sperrlinie des Feindes gebrochen. Am 17. September schon begann mit verstärkten Kräften der Hauptangriff, dessen natürliches Ziel die Eroberung des westlichen und östlichen Zsilytales und damit die Zurückgewinnung des Kohlenbeckens von Petrozseny und Lupeny war, das ein Viertel der gesamten ungarischen Eigenproduktion an Kohlen liefert. Bei diesem Angriff wurde besonderes Gewicht bei möglichst breiter Front auf starken Flankendruck gelegt. Eine der Kolonnen drang sofort von Banicza im östlichen Zsilytal abwärts, erreichte unter Kämpfen Petrozseny und stieß, den flüchtenden Gegner vor sich hertreibend, siegreich bis an die Szurdukschlucht vor. Am 20. September waren Petrozseny, Szurduk und das gesamte westliche Zsilytal in unserer Hand. Der Widerstand des Feindes, der sich besonders gegen unseren rechten Flügel im Hochgebirge in terrassenförmig übereinander aufgebauten Grabenstellungen zäh verteidigte, war gebrochen. Der letzte eigentliche Grenzkamm lag vor uns.

Diese letzte Phase des Kampfes bestand in der Erstürmung des Vulkanpasses, der die einzige Möglichkeit einer Überquerung des Grenzkammes bietet. Unsere Truppen entwickelten sich vom 20. September ab aus dem westlichen Zsilytal heraus in den schmalen Furchen des hier steil abfallenden Grenzgrates. Die Rumänen kämpften von der Höhe herunter mit überlegenen Kräften. Langsam nur gewannen wir Raum. Am Passe selber hatte der Gegner sich am stärksten verschanzt. Endlich ward er auch hier geworfen. Sein Gros flutete auf der breiten Paßstraße südwärts. Bei dieser Flucht erlitt der in dichten Kolonnen marschierende Feind durch das gut liegende Feuer unserer schleunigst nachgezogenen Artillerie schwerste Verluste. Aber noch gab er das Spiel nicht verloren. Beträchtliche Kräfte hatten sich

mit Maschinengewehren auf die steilen Höhen beiderseits des Passes zurückgezogen. Unter dem Schutze dieses Höhenfeuers sammelten sich von der Paßstraße wieder und wieder Bataillone zur Rückeroberung des Passes. Endlich gelang es unseren Jägern, unterstützt durch leichte Gebirgsartillerie, auch diese Seitenhöhen zu säubern. Der Paß war nunmehr fest in unserer Hand. Aber während der ganzen folgenden Tage und Nächte zeigten erneute wütende Gegenanstrengungen, die auch gestern noch nicht erloschen waren, daß der Vulkanpaß nur in stetigen Kämpfen gegen den durch seine Niederlagen tief erbitterten Gegner gehalten werden kann.

In den ganzen achttägigen Gebirgskämpfen um den Besitz dieses Grenzkammes hat deutsche Infanterie, darunter Jäger aus dem Norden und Süden des Reiches, alles Kämpfer, die in Frankreich, Rußland und Serbien erprobt sind, Glänzendes geleistet. Aber auch unsere Artillerie, schwere und leichte, hat die Rumänen den Schrecken des modernen Krieges empfindlich gelehrt. Die Rumänen selber waren fast immer in der Überzahl. Ihre Infanterie war tapfer. Aber man kämpft nicht ungestraft mit den Stürmern von Fleury. Die Rumänen hatten einige ihrer besten Regimenter hier eingesetzt. Leider muß auch von diesem Teil des rumänischen Kriegsschauplatzes über barbarisches Verhalten des Gegners zu unseren Verwundeten Klage geführt werden. In einem längeren Protokoll eines unserer Bataillone habe ich aus den Kämpfen am Branu und an der Höhe 553 unumstößliche Feststellungen von Ermordungen Verwundeter angetroffen, die nicht durch die Erbitterung des Kampfes, sondern nur durch eine unerhörte Roheit der Gesinnung erklärt werden können.

Unsere Gesamtverluste waren glücklicherweise nicht groß. Der Abtransport der Verwundeten von den Bergen war schwierig, ging aber schnell von statten. Außer 500 Gefangenen blieben zehn Geschütze, viele Maschinengewehre, Scheinwerfer, Gewehre, Materialien in unserer Hand.

Einzug in Hermannstadt

Armeeoberkommando Falkenhayn, 1. Oktober 1916.

Plötzlich, als der Zug auf der letzten Station dieser abgelegenen ungarischen Provinzbahn hält, hören wir deutsche Kommandoworte. Im grellen Lichte des frisch erbeuteten rumänischen Scheinwerfers huschen die spitzen Silhouetten der Pickelhauben an der Bahnrampe hin und her. Pferde trappeln aus den Waggons, Krümperwagen — noch voll von russischem und französischem Dreck — rollen polternd die Rampe herab. Plötzlich stehen wir mitten unter deutschen Kanonieren.

Vergessen sind die bunten Walachendörfer, die roten Tomatenfelder, die Goldbergwerke, die alte Burg des Hunayd — all der

Glanz eines sonnigen Septembertages in diesem alten, reichen Lande. Der Krieg ist wieder in uns und um uns. Der Scheinwerfer zischt. Die Gesichter der Kanoniere leuchten gelb. Ruhig hallen die Kommandoworte. Ein alter Artilleriekommandeur mit goldener Brille steht an einem Krümperwagen gelehnt. Sahen wir den nicht vor 1½ Jahren an der Côte-Lorraine?

Deutsche Krankenschwestern im Wartesaal auf Bahnhof Piski. Deutsche Lanzenreiter unter Walnußbäumen im Tal der Maros. Deutsche Flieger knurren über den erschreckten Walachendörfern des Komitates Nagy-Szeben. Wenn wir das Staunen nicht verlernt haben — aber wir haben es verlernt, in Mazedonien und Bagdad, im Kaukasus und in der Dobrudscha. Dieses Volk ist an Kraft der Spannung und des Stoßes unerschöpflich.

Deutsche Gräber vor Suez und Riga. Deutsche Gräber nun auch in den Waldungen dieses alten Sachsenlandes, im Strell- und Zibintal, am Vulkanpaß und an der alten Römerstraße, die am Roten Türkenturm vorbei führt. Im herbstlich raschelnden Maisfeld ein paar namenlose Kreuze mit einer verdrückten Pickelhaube. Darüber von der Höhe schimmern die dicken, weißen Tannenstämme der eroberten rumänischen Stellung bei Nagy Bar. Drei grüne Mecklenburger Jäger kommen langsam vom Hatszeger Gebirge herunter. Durch ihre Verbände leuchtet von weitem das rote Blut. Wir hatten es fast vergessen, dieses kleine Siebenbürger Deutschland, das sich einst freiwillig von uns getrennt hat — mit seiner Enge, seiner Tüchtigkeit, seiner Treue. Jetzt werden wir es nie vergessen — nicht wegen der Lebenden, die hier um ihre Sprache kämpfen, sondern wegen der Toten, die hier von uns geblieben sind.

Durch die deutschen Dörfer und Städte des Sachsenlandes geht in diesen Tagen ein merkwürdiges Raunen. Der alte Bauer im Mühlbach oder Schäßburg, der wie ein Kolonialer über seiner walachischen Bedientenschaft steht, ist rührend fest davon überzeugt, daß unsere hessischen und hanseatischen Musketiere nur deshalb ins Land gekommen sind, um ihn, den Sachsen mit dem Eifelplatt, vor den Walachen des rumänischen Königreiches zu retten. Aber auch die Klügeren sind merkwürdig aufgeregt. Alle staunen den deutschen Heerwurm an, der plötzlich mit so brüderlichen Absichten in ihr halbverschlafenes Land einbrach. Vieles an uns ist anders, als der einfache Sachse es sich nach den Predigten seiner geistigen Führer gedacht hat. Aber alle sind zufrieden und erfreut, daß durch diese fremden grauen Männer ihnen Hilfe und Befreiung kam — von der walachischen Gefahr, die für sie viel Schlimmeres als lediglich die Gefahr eines feindlichen Einbruches bedeutet.

Ganz zufrieden sind mit den sächsischen Dörfern und Städten unsere deutschen Soldaten. Sie sitzen mit den Mägden, die oft die Töchter des Hauses sind, an dem großen Gesindetisch und kommen sich vor wie in der langentbehrten Heimat. Hier wird ihnen freiwillig

der beste Platz, das letzte Kissen zum Schlafen gegeben. Leichter als in den polnischen und magyarischen Häusern läßt sich in der Stube und Küche des sächsischen Lehrers und Schusters plaudern. Noch sind die Dörfer Siebenbürgens reich an Fleisch und Mehl, an Hühnern und Wein.

Auch durch diese stillen, abgelegenen sächsischen Dörfer mit den blau- und weißgestrichenen Häusern, durch ihre alten Kirchen, die noch stolz das A. B. (Augsburger Bekenntnis) auf ihrer Stirnseite tragen, die noch von alten, hohen Wehrmauern umgeben sind, durch die mittelalterlichen „Gast- und Einkehrhäuser", durch die Apotheke „Zum goldenen Mohren", durch den Friedhof mit der Aufschrift „Ort der Ruhe" — durch sie alle geht ein merkwürdiges Beben, wenn unsere grauen Kolonnen polternd, hungrig, singend bei ihnen einrücken. Sie haben viele Städte als Sieger betreten, unsere Regimenter — von Brüssel und Warschau bis zu den vielen zerschossenen namenlosen Orten, in denen sie nur von rauchenden Trümmern empfangen wurden. Aber der gestrige Einzug in das deutsche Hermannstadt war ein Einzug besonderer, unvergeßlicher Art.

Dieser alte, reiche, kommunalpolitisch lebendige Vorort des deutschen Siebenbürgen hatte — dicht unter der Grenze liegend — vom Abend der rumänischen Kriegserklärung an gezittert. Vier Tage nach der Kriegserklärung hatten sich die ersten Feinde dicht südlich der Stadt gezeigt. Von da ab lag die Stadt in ewiger Angst. Denn niemand verstand, warum der Gegner untätig in den Gräben südlich des Exerzierplatzes liegen blieb. Einmal brach eine Patrouille in die südliche Vorstadt ein. Nach einer kleinen Schießerei verschwand sie. Einmal warf der Feind ein paar Granaten in das Zentrum. Es gab zwei Tote, sieben Verwundete, ein paar Beschädigungen an unwichtigen Häusern. Wieder ward es still. Die weißen Wimpel der Ergebung flatterten unruhig an zahllosen Häusern. Die Stadt leerte sich. Fast alle Wohlhabenden flüchteten. Zuletzt war noch ein Drittel der Bevölkerung da. Man sah vom Dach des Hauses die rumänischen Stellungen. Man fürchtete jeden Augenblick alles. Man fürchtete hier wie überall nicht nur die feindlichen Soldaten, sondern auch das Gros der rumänischen Bevölkerung. Aber die Walachen verhielten sich ruhig. Dann kamen die Gerüchte vom Anmarsch der Deutschen. Ab und zu erschienen Leute aus dem Süden und erzählten von Pickelhauben und großen Kanonen. Endlich war nicht mehr daran zu zweifeln. Die Schlacht der Deutschen stand vor der Tür. Aber neue Sorge erhob sich. Würde die kommende Schlacht die bisher verschonte alte Stadt in ihren zerstörenden Bereich ziehen?

Von gestern ab ist der Name Hermannstadt für immer mit der großen Umfassungsschlacht verknüpft, die eine feindliche Armee fast vernichtete und einen der schönsten Bezirke Siebenbürgens vom Gegner befreit hat. Die Stadt lag während des ganzen Kampfes zwischen den zwei Fronten. Als die Bayern schon längst im Rotenturmpaß

tief im Rücken der Rumänen fochten, waren die feindlichen Gräben südlich des Exerzierplatzes noch immer besetzt. Erst als im Ost und West die Klammer um den Gegner festgelegt worden war, stießen Deutsche und Ungarn aus der nördlichen Mitte frontal nach Süden vor. Aber auch jetzt blieb das eigentliche Becken der Stadt fast unberührt. Während im Westen um Orlat und Poplaka, im Osten um die Gregory-Warte, um Hermany und Bongard heftig gekämpft ward, saßen die Hermannstädter zitternd in ihren Häusern, jeden Schuß zählend, ob er näher kam oder sich entfernte. Aber der Donner und das Knattern entfernte sich. Und plötzlich um die Mittagsstunde des 29. September flatterten aus dem Turm der alten Stadtkirche ein paar ungarische Fahnen heraus. Die Glocken begannen zu läuten. Der Feind war ins Gebirge, in die Arme der deutschen Umfassung geworfen. Erst jetzt, am Nachmittage, rückten unsere und die verbündeten Truppen in die endgültig befreite Stadt ein.

Sie zogen mit Musik. Alles, was anwesend war von den Einwohnern, stand auf der Straße — die meisten Frauen. Alle Häuser, die nicht verlassen waren, hatten sich beflaggt. Man sah ungarische und österreichische, aber auch reichsdeutsche und die blauroten Farben des Siebenbürgener Landes. Als nun die schweren Tritte unserer grauweiß bestäubten Musketiere über den Asphalt des Großen Ringes hallten, da erhob sich ein Jubelruf von tausend deutschen Stimmen. Frauen warfen Blumen und Mädchen brachten den Soldaten Obst in die Reihen. Immer wieder erneute sich das Rufen der Deutschen. Es war nicht nur ein Ruf der Freude und des Dankes. Diese jungen Männer, die da einmarschierten, waren den Sachsen ein Gruß aus der großen, verlorenen, nördlichen Heimat. Mancher alte deutsche Mann im Bratenrock stand auf dem Bürgersteig und wischte sich die Augen.

Heute füllt Hermannstadt sich allmählich wieder mit all seinen Einwohnern. Die vielen geschlossenen Geschäfte rollen ihre Eisenläden wieder hoch. Vor dem Hause des „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatts" drängen sich die Leute nach der ersten Nummer. Das Wasser in der zerschossenen Leitung beginnt langsam wieder zu fließen. Der deutsche Bürgermeister, ein eleganter, würdiger, norddeutscher Weißbart mit goldener Brille, im hohen Zylinder — steht auf dem Hof des Rathauses und hält mit der Intendantur Besprechung ab. Ein Zug von Walachen wird durch ungarische Honveds abgeführt. Freundliche Bürgerstöchter — wie in einer deutschen Provinzialstadt — machen den ersten neugierigen Spaziergang. Gefangene Rumänen trotten unter Bewachung deutscher Ulanen nach Norden ab. Ein Totenzug bewegt sich über den Markt. Ein deutscher Unteroffizier ist seinen Wunden erlegen. Hunderte von schwarzgekleideten Menschen, die seinen Namen niemals kannten, folgen dem Sarge. An einer Ecke sinkt eine blaurote Fahne langsam auf Halbstock.

Die Schlacht bei Hermannstadt

I.

Armeeoberkommando Falkenhayn, 3. Oktober 1916.

Die Schlacht bei Hermannstadt, in der deutsch-ungarische Truppen unter Führung des Generals v. Falkenhayn starke rumänische Kräfte teils vernichtet, teils gefangen und verdrängt, auf jeden Fall für die nächste Zeit außer Gefecht gesetzt haben, wurde im mittleren und Hochgebirge der siebenbürgischen Alpen ausgefochten. Sie erstreckte sich zeitlich über eine Dauer von fünf Tagen. Sie ist mit wenig Verlusten gewonnen. Unerhörte Marschleistungen der Truppen, glänzendes Ineinanderarbeiten der einzelnen Verbände haben eine kühne Idee ihres Führers in Wirklichkeit umgesetzt.

Mittelpunkt und Ziel der ganzen Kampfhandlung war die Zurückgewinnung des Rotenturmpasses. Dieser Paß ist eine über 20 Kilometer lange enge Schlucht, durch die sich die Wasser des Alt und des Cibin nach Rumänien hineinzwängen. Die seit Römerzeiten benutzte Fahrstraße geht dauernd am rechten Ufer entlang — nur wenig über das Niveau des Flusses sich erhebend. Die Berge steigen in vielen Fällen steil empor und sind mit Laubwald bedeckt, der jede Bewegung verdeckt. Die Laubwälder stehen zur Zeit der Kämpfe im buntesten Herbstkleide. Von rechts schießen mehrere große Gebirgsbäche in den Alt. Zwischen ihren Tälern springt das Gebirge hervor, von dem aus die Paßstraße sich gut absperren läßt.

Im Westen des Rotenturmpasses erhebt sich das Cibingebirge, im Osten das Fogarasgebirge, letzteres ohne eine einzige fahrbare Paßstraße. Das Cibingebirge ist ein vielbesuchtes Touristen-Bergland mit Schutzhütten und dem berühmten Höhenkurort „Hohe Rinne". Quer durch das Cibingebirge läuft die rumänische Grenze — zunächst auf einem steilen westöstlichen Grat von durchschnittlich 2000 Meter Höhe — später entlang dem Bache Riu Vadului, der 10 Kilometer unterhalb des nördlichen Paßeinganges in den Alt fließt. Der Paß trägt hier und da Spuren mittelalterlicher Befestigungen — die Lautenburg am rechten Ufer, die römische Landskrone am linken Ufer des Flusses. Auch der rotangestrichene, sagenhafte Turm am Eingang des Passes, gleich hinter der Ortschaft Boicza, ist der Rest einer gegen die Türken errichteten Paßsperrung. Neuere Befestigungen auf ungarischer Seite sind beim Passieren des Passes nicht sichtbar. Jenseits der Grenze, auf den rumänischen Bergen, erkennt man mit dem Glas aufgeworfene Gräben und Unterstände.

Das ganze Cibingebirge ragt ziemlich steil aus dem nördlich vorgelagerten hügeligen Gelände auf. Die Hauptabschnitte dieses Vorgeländes sind das Becken von Hermannstadt und östlich von ihm die Fogarasebene. Das Becken von Hermannstadt wird durchflossen vom

Sibin und ist südlich der Hauptstadt belebt von vielen rührigen rumänischen und deutschen Dörfern. Kirschkulturen und industrielle Wollwebereien ernähren die Dörfer; in den deutschen wohnen neben Sachsen auch ehemals aus Österreich vertriebene evangelische „Landler". Die Tiefebene wird vom oberen Alt (Aluta) bewässert. Hier beherrschen Tabakbau und Zwiebelkultur die Wirtschaft.

Als die Operation begann, hatten die Rumänen das ganze nördliche Gebiet, den Rotenturmpaß und das Cibingebirge besetzt. In der Fogarasebene standen sie bei Porumbak am oberen Lauf des Alt. Im Becken von Hermannstadt hatten sie das ganze Hügelland bis 4 Kilometer südlich der Stadt im Besitz. Ihre Linie lief hier in ziemlich gerader westöstlicher Richtung quer über die Landstraße Hermannstadt—Heltau, die sie mit Gräben durchschnitten und mit Barrieren aus umgeschlagenen Telegraphenstangen gesperrt hatten. Von der Besetzung Hermannstadts sahen sie ab — vielleicht, weil sie hier starke Kräfte vermuteten und Hermannstadt ohne den gleichzeitigen Besitz der nordöstlichen Berge nicht zu halten war. Von den Höhen im Osten der Stadt hielten sie die dicht über Hermannstadt aufsteigende Grigoriwarte (601 Meter), im Westen hatten sie die Ausläufer des Cibingebirges bei Orlat, Guraro und Poplaka besonders befestigt.

Die Vertreibung der Rumänen aus dem Hermannstädter Becken und die Eroberung des Rotenturmpasses konnte rein frontal versucht werden. So war das Strelltal kurz vorher gesäubert worden. Die dortigen rumänischen Befestigungen zu beiden Seiten des Flußtales waren durch energisch aufeinanderfolgende Frontalstöße mit kleineren seitlichen Umgehungsoperationen gebrochen und der dahinterliegende Paß später ebenfalls durch Frontalangriff gestürmt worden. Das hatte dort auf kleinem Raum — wenn auch nicht ohne Verluste — zum Erfolg geführt. Bei den hier gegen den Rotenturmpaß geplanten Operationen mußte zunächst mit viel stärkeren rumänischen Truppen gerechnet werden. Es handelte sich nicht um ein kleines Flußtal, sondern um ein weites hügeliges Gebirge, um die Erstürmung eines ziemlich steil aufsteigenden Gebirges von über 20 Kilometer Breite, um eine Paßschlucht, die allein bis zur rumänischen Reichsgrenze 10 Kilometer lang war. Ein Angriff auf diese Front konnte gelingen, würde aber wahrscheinlich bei langer Dauer sehr verlustreich gewesen sein. Aus diesen und anderen Erwägungen mag im Kopfe der deutschen Leitung der Gedanke entsprungen sein, durch eine kühne Umfassungsoperation die gesamten rumänischen Streitkräfte ins Wanken zu bringen und sie entweder abzuschneiden oder in die für Wagen unpassierbaren Berge zu werfen. Idee und Ausführung dieser Operation wird mit dem Namen des Generals v. Falkenhayn verbunden bleiben.

Die ungeheure Schlacht von Hermannstadt wurde von drei größeren Gruppen geschlagen.

Die zunächst wichtigste Aufgabe hatten die Kräfte des Generalleutnants v. Krafft zu erfüllen. Diesen auf fast allen Kriegsschauplätzen erprobten Truppen lag ob, das Cibingebirge in Richtung von Norden nach Süden — aber möglichst weit westlich von den rumänischen Hauptkräften — bis zum oben erwähnten Grenzgrat zu durchqueren, auf diesem Grat nach Osten vorzustoßen und den westlichen steilen Hang des Rotenturmpasses so zu besetzen, daß jede Rückbewegung des Feindes auf der Paßstraße unmöglich gemacht oder doch empfindlich gestört wurde. Auf dem Gelingen dieses Gewaltmarsches beruhte zunächst der Erfolg der gesamten Operation. Dieser Gewaltmarsch mußte in aller Stille vor sich gehen. Plötzlich mußten die Bayern und Angehörige aller deutschen Stämme im Rücken des Gegners erscheinen. Plötzlich — und doch so stark, daß sie jeden Widerstand vor sich brachen und die Sperrung oder Störung des Paßverkehrs wirksam durchführen konnten.

Dieser Gewaltmarsch wurde genau in dem vorgeschriebenen starken Tempo in der berechneten kurzen Zeit ausgeführt. Die Truppen — nur mit dem allernötigsten versehen — haben dabei manche Entbehrungen durchgemacht. Schneidende Kälte herrschte auf dem über 2000 Meter hohen Gipfel, den es zu überqueren galt. Man schlief unter Zelten. Tragtiere schleppten Munition und Proviant. Um 4 Uhr morgens brach man auf. Bis zum Dunkelwerden marschierte man. Dann wurde abgekocht. Nie war man ohne Verbindung nach hinten. Hie und da überrannte man kleinere Patrouillen des Feindes. Ernsthaften Widerstand fand man nur am Grat östlich der Schutzhütte auf Höhe 1850, da, wo die Reichsgrenze plötzlich im spitzen Winkel nach Osten umspringt. Hier erbeutete man ein Maschinengewehr und ein Dutzend Gefangene. An einigen Stellen des Weges legten sich bayerische Scharfschützen auf die Lauer und schossen von den Gegnern einen nach dem anderen ab. Am 26. September waren die ersten Spitzen auf den Höhen des Passes angelangt. Sie besetzten mehrere jener Nasen, die dicht an den Alt vorsprangen. Die erste wurde von norddeutschen Jägern besetzt, die diesseits des Baches Lotrioara dicht an der ungarischen Zollbrücke auf einer vorspringenden Kuppe ein Maschinengewehr in Stellung brachten. Eine andere Nase wurde von Bayern weiter südlich bei Caineni gehalten. Mit dem Augenblick der Besetzung dieser Paßhöhe war den gesamten rumänischen Kräften der einzige fahrbare Weg nach Süden gesperrt.

Während so die Gruppe des Generalleutnants v. Krafft unseren rechten Flügel weit ausholend in den Rücken des Gegners schob, drang im Osten des Hermannstädter Beckens das verstärkte Kavalleriekorps Schmettow von Norden im oberen Alttal vor. Die Aufgabe dieser Gruppe war zunächst, die Sicherung des linken Flügels gegen Überraschungen aus der Richtung Fogaras. Mit solchen Überraschungen mußte bei der bisher bewiesenen Energie und Beweglichkeit der gegnerischen Führung durchaus gerechnet werden. Dann galt

es, das obere Alttal und die gesamte Fogarasebene mit ihren guten Straßen und der Eisenbahn abzusperren. Nichts lag näher, als daß der Gegner, sobald er unsere Kräfte im Rücken spürte, mit seiner Hauptmacht westöstlich ins obere Alttal auswich. Auch diese Gruppe, in der deutsche und ungarische Kavallerie nebeneinander kämpfte, entledigte sich ihres Auftrages mit großem Schneid. Der starke Feind setzte hier unserer Umfassung größeren Widerstand entgegen als im Westen. Aber der Widerstand ward fast überall gebrochen. Teile der Gruppe setzten in der Gegend von Kolun über den Alt. Damit war das Flußtal durch einen starken Riegel für jeden Durchbruch nach Osten gesperrt. Ein Entkommen des Gegners nach Fogaras war unmöglich gemacht.

Diese beiden Operationen — der Umfassungsmarsch auf dem rechten Flügel und die Sperrung des oberen Alttales durch den linken Flügel — leiteten den eigentlichen Frontalangriff vom Norden ein. Er brach erst los, als der Roteturmpaß unter deutschem Feuer lag.

II

Armeeoberkommando Falkenhayn, 3. Oktober 1916.

Ungestört vom Feinde war die deutsch-ungarische Hauptmacht, die die dritte Angriffsgruppe bildete, nördlich Hermannstadt versammelt worden. Nichts rührte sich bei ihr, während das Unheil durch die Berge drohend in den rumänischen Rücken schritt. Nichtsahnend lag der Feind in seinen Gräben südlich des Exerzierplatzes und an den nördlichen Hängen der Cibinberge. Am 26. September früh waren die Bayern auf den Paßhöhen angelangt. Am 27. brach der Frontalangriff von Norden aus unseren Höhenstellungen zwischen Visakua und Hermannstadt los.

Die schwersten Kämpfe spielten sich auf den beiden Flügeln ab, so daß das Becken von Hermannstadt und die Stadt selber auch diesmal vom Kampfe fast ganz verschont blieben.

Auf dem rechten Flügel bezeichnen die Orte Szecsel, Orlat, Guraro und Poplaka die ersten Kampfplätze. Alle diese Orte liegen am Eingang in das Cibingebirge. Sie haben unter dem vorbereitenden Artilleriefeuer zum Teil stark gelitten. In vielen Straßen ist es zum Nahkampf gekommen. Schwieriger war die Erstürmung der ersten Höhen. Auf dem Obreju (594 Meter) links von Poplaka und dem beherrschenden Cicara (937 Meter) zwischen Poplaka und Guraro, leistete der Gegner heftigen Widerstand. Am weitesten nach rechts holte eine Kampfgruppe aus, die den Valare (1346 Meter) stürmte und damit unsere rechte Flanke voll sicherte. Unsere Infanterie, zum Teil aus der norddeutschen Niederung stammend, legte bei diesen Kämpfen im Gebirge Beweise größter Beweglichkeit und zähester Ausdauer ab. Doch auch der Feind hat sich nach den Worten des hier kommandierenden deutschen Führers ausgezeichnet geschlagen. Nach-

dem dieser Flügel sich den Eingang ins Gebirge erkämpft hatte, trieb er den Gegner in Richtung Südost auf dem Paßeingang vor sich her.

Der linke Flügel der Mittelgruppe fand den ersten Widerstand auf der Grigoriwarte. Dieser Ausflugsort der Hermannstädter, 600 Meter hoch, über der sächsischen Siedelung Hammersdorf gelegen, wurde am 27. September der Schauplatz eines blutigen Sturmes, in welchem Deutsche und Ungarn Seite an Seite diese nächste Bedrohung der Hauptstadt aus dem Wege räumten. Der Flügel erkämpfte sich darauf über Talheim (Dolmany), Bongard (Baumgarten) und Hermany (Kastenholz) vom Osten her den Weg ins untere Eibintal.

Die zwischen diesen beiden Flügeln operierende mittlere Stoßgruppe drang westlich Hermannstadt vor, überrannte die rumänischen Stellungen südlich des Exerzierplatzes zu beiden Seiten der Heltauer Landstraße und vereinigte sich mit den anderen im Becken von Nagy Talmasch. (Teile dieser Gruppe zogen als erste in das von wochenlanger Bedrohung endlich befreite Hermannstadt ein.) Alle drei Gruppen drückten schließlich die zusammengedrängten Rumänen in den Paß.

Die Haltung des Gegners, sobald er den von allen Seiten einsetzenden Druck verspürte, war verschieden. Man hat einen Befehl gefunden, in welchem schon zu Anfang der Operationen den Truppen anbefohlen wurde, sich schleunigst nach Südosten übers Gebirge zu retten. Dieser Befehl ist wahrscheinlich nicht an alle Regimenter ergangen, sicherlich nicht von allen befolgt worden. Denn an den meisten Teilfronten antwortete der Gegner auf unseren umfassenden Druck zunächst mit wildem Widerstand. Freilich, dem rücksichtslosen Stoße unserer wütend vordrängenden Kampftruppen geegnüber mußte er immer weiter zurückweichen. Und die Netze waren so geschickt gestellt, daß ihm nur ein einziger Weg übrig blieb. Diesen bitteren Weg ist er gegangen.

Von allen Seiten strömten die geschlagenen Scharen dem Becken von Nagy Talmasch zu. Schon der Rückzug dahin war eine wilde Flucht. Das beweist die Straße zwischen Heltau und der Pulvermühle (östlich Czod) mit ihren Haufen von weggeworfenen Uniformen, Gewehren, Munitionstaschen. So überraschend war dem jenseits des Passes liegenden rumänischen Oberkommando die Schnelligkeit des deutschen Marsches gekommen, daß zwei rumänische Flieger, die von dort herüberkamen, unsere zwischen Czod und Talmasch operierenden Truppen noch für ihre eigenen hielten, als das Gebiet längst in unserer Hand war. Die Flugzeuge kreisten ruhig in 500 Meter Höhe über unseren Kolonnen. Das eine ward durch Infanteriefeuer, das andere durch Maschinengewehrfeuer heruntergeholt.

Je näher die geschlagenen Regimenter dem Paßeingang kamen, desto voller und verstopfter wurden die Straßen. Viele suchten, genau der deutschen Berechnung gemäß, auf der guten Straße, die von Talmasch längs der Eisenbahn nach Fogorasch führt, zu entkommen. Sie stießen auf den Riegel, den unser linker Flügel im oberen Alttal

bildete. Schon diese Straße füllte sich bald mit verlassenen Wagen, Protzen, Autos. Die Menschen mögen sich zum Teil über den Alt ins Fogarascher Gebirge gerettet haben.

Der Hauptstrom wurde in den Paß getrieben. Die enge Paßstraße war bald verstopft von Wagen, Vieh und flüchtenden Bataillonen. Einige Kolonnen suchten durch Furten auf das linke Ufer des Flusses zu kommen. Viele Wagen blieben im Strom stecken. Auch der Saumpfad des linken Ufers liegt heute voll von verlassenen, zerbrochenen Fahrzeugen. Unter den Flüchtenden befand sich ein Kavallerieregiment. Die Leute konnten mit ihren Pferden nirgends durchkommen, sprangen ab und rannten zu Fuß. Hunderte dieser Pferde irrten noch tagelang nachher im Paß und in den angrenzenden Wäldern umher. Immer mehr blieb zurück. Immer stärker wurde der Druck unserer dicht auffolgenden Truppen. Pferde und Zugbüffel sanken erschöpft um. Zum Teil erschoß man sie, um sie nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen. Das Mitschleppen von requiriertem und gestohlenem Vieh rächte sich. Schließlich kam in dem allgemeinen Stocken kein Wagen mehr vorwärts. Die ganze Paßstraße vom Roten Türkenturm bis an die Grenze — 10 Kilometer lang — steckt heute voll von verlassenem Material. An Geschützen waren bis zum 1. Oktober 13 geborgen. Durch starke Artillerie zeichnen sich die Rumänen überhaupt nicht aus. Aber einige Geschütze liegen sicher noch im Alt versenkt. Andere werden sich bei den Aufräumungsarbeiten in den Wäldern noch finden.

Die Tragödie vollendete sich in der Mitte des Passes. Im Feuer unserer auf den Bergen sitzenden Maschinengewehre erstarb der rumänische Rückzug. In der Kontumaz und bei Caineni bildeten auf der Landstraße zerschossene Wagen, Menschen und Tiere bald eine unübersteigbare Schranke. Was seitwärts über den Fluß entkam, rettete das nackte Leben. Was in die westlichen Berge entwich, ward nach und nach gefangen genommen. „Der zahlenmäßig weit überlegene Gegner ist so gut wie vernichtet. Was von ihm noch im Gebirge umherirrt, wird dem verdienten Schicksal nicht entgehen. Die schwachen Teile, die sich auf Schleichpfaden nach Rumänien geflüchtet haben, sind keine Truppen mehr." Mit diesen Worten charakterisierte der Oberbefehlshaber unserer Truppen das Resultat der Schlacht. Der Widerstand des Gegners in diesem letzten Stadium der Schlacht war verzweifelt. Nichts ließ er unversucht, von der Paßstraße aus unsere umzingelnden Spitzen zurückzutreiben und sich so wenigstens für seine wertvolle Artillerie die Freiheit des Rückzuges zu erkämpfen. Unsere wackeren Bayern haben hier nach ihrem anstrengenden Gewaltmarsch noch einige harte Zusammenstöße mit ihm gehabt, bei denen der Rumäne zum Teil seine flüchtende Artillerie verzweifelt auf der Straße gegen sie in Stellung brachte. Aber wenn er an einer Nase sich verlustreich durchgekämpft hatte, geriet er in das Feuer der anderen. So blieb der rumänischen Führung nichts übrig, als vom Süden her mit

Verstärkungen die Kette der Bayern anzufallen. Das hat der Gegner tagelang versucht. Es nützte ihm nichts. Zuletzt führte er drei frische Regimenter auf einmal gegen die Höhen von Caineni vor. Sie wurden zurückgeschlagen und dabei ein ganzes Bataillon mit seinem Stabe abgeschnitten und gefangen. Endlich versuchte die rumänische Führung, durch eine energische Diversion im Fogarascher Abschnitt, unsere gesamte neue Stellung zu erschüttern. Der Gedanke war nicht schlecht. Aber seine Ausführung kam zu spät. Wir hielten den Paß in der Hand. Unsere freigewordenen Truppen standen zu neuen Schlägen gegen neue feindliche Kräfte bereit.

Die Schlacht bei Hermannstadt ist gegen einen hartnäckigen Gegner geschlagen. Den größten Fehler gegenüber unseren eigenen Truppen begeht, wer die Tapferkeit des Feindes herabsetzt, seine Führung verkleinert. Der Rumäne hat schon heute bewiesen, daß er besser geführt wird, als im Vorjahre die serbischen Horden — daß er zum mindesten von der Entente ganz anders gestützt wird. Seine taktischen und strategischen Gegenmaßnahmen wie seine eigenen operativen Ideen verraten fast überall den Geist und die Energie der deutschen Schulung. Wenn er in der großen Umgehungsschlacht von Hermannstadt den kürzeren zog, so lag das nicht an seiner Unfähigkeit, sondern an unserer meisterhaften, ebenso kühnen wie besonnenen Führung und an der absoluten Überlegenheit des deutschen Soldaten, der auch im dritten Kriegsjahre das Größte leistet, sobald der Führer es von ihm fordert.

Die Straße des Todes

Armeeoberkommando Falkenhayn, 4. Oktober 1916.

Auf der Landstraße zwischen Czod und Nagy Talmasch. Der letzte Septembertag. Die Bergwälder brennen in hundert Farben zwischen Rot und Gelb. Altweibersommer in der klaren Morgenluft. Über der Pulvermühle der Schrei einer Krähe. Mitten auf dem Wege ein zerbrochenes Gewehr. Im Graben links ein schiefer Panjewagen auf drei Rädern. Im Graben rechts der erste Tote.

Wir fahren in den Friedhof der ersten rumänischen Armee. Ein endloser Friedhof. In diesen Wäldern rechts 5 Kilometer tief. In denen drüben desgleichen. Dazwischen das doppelt lange Massengrab des Passes. Ein Friedhof, in dem zwischen toten Menschen, Tieren und Wagen ein ehrgeiziger Traum begraben liegt.

Der tote Rumäne dort küßt die Erde. Stiefel, Tuch, Tornister, Mütze — alles neu. So neu die leuchtend rote Nummer seines Regiments auf der Schulter. Jetzt links im Maisfeld drei andere Tote. Auch sie in Festtagskleidern wie zur Hochzeit. Dieses stürmisch reich gewordene Volk hat seine zerlumpten Analphabeten mit dem besten

Material aus eigenen und fremden Magazinen ausgerüstet. Niemals in ihrem Leben haben diese jungen Landarbeiter solch guten Rock am Leibe, solch teures Schuhzeug an den Füßen gehabt, wie jetzt, wo man sie in den Tod schickte.

Das Becken von Nagy Talmasch hebt an, die Ebene vor dem Eingang in den Rotenturmpaß. In dieses Becken wurden die rumänischen Regimenter durch unsere drei Stoßtruppen von Norden her hineingedrückt — während unser linker Flügel das obere Alttal versperrte, und unser rechter weit ausholend mit seiner Spitze dem Gegner in den Rücken griff — 15 Kilometer Luftlinie von hier — hinter jenen Waldbergen, um deren höchste Spitzen jetzt die letzten Morgennebel ziehen.

Aber schon brütet die Sonne hier unten über den gelben Feldern, wo riesengroße Melonen gleich grünen Fässern verstreut im Maisbusch liegen. Zwei blaue Honveds stehen neben dem bunten Trümmerhaufen eines der rumänischen Flugzeuge, die unsere Infanterie hier gestern herunterholte. Tragflächen, Höhensteuer, alles ist oben und unten stolz mit den blau-gelb-roten Farben des Königreichs bemalt. Das Flugzeug turnte gestern munter in 500 Meter Höhe über unseren Linien hin. Ein simpler Infanterieschuß holte es herab. Die zwei Insassen starben. Aber merkwürdig und charakteristisch für das Nationalbewußtsein gewisser Schichten dieses Volkes ist, was uns der Dolmetscher erzählte. Als das Flugzeug stürzte, dessen rumänische Farben unverkennbar waren, wurde hier auf der Straße ein Gefangenenzug vorbeigeführt. Die Leute sahen ihren eigenen Apparat herniederstürzen, aber sie klatschten in die Hände vor Freude — wie ganz kleine Kinder. — Die Straße senkt sich auf Nagy Talmasch los. Am Waldrand rechts im Schatten ein leeres großes Grab. Soldaten sitzen daneben und frühstücken. Ihre Spaten stecken senkrecht in der braunen, schwitzenden Erde. Davor die Reihe der Toten — ausgerichtet — einige bedeckt mit Zeltbahnen, unter denen die nägelbeschlagenen deutschen Stiefel feierlich heraussehen. Ein Landsmann aus Hamburg darunter — mit dem rot-weiß leuchtenden Hanseatenband.

Jetzt auf der Straße sechs rumänische Munitionswagen. Alle von der 13. Division. Alle bis oben hin bepackt. Gute, starke, neue Wagen. Mit frischen, weißen Inschriften versehen und alle braun angestrichen. Dahinter ein zusammengebrochenes Auto. Mit Kreidezeichen von der Division, die es erbeutet hat. Und dann ein totes Pferd — in den Graben gezerrt — mit senkrecht aufwärts gestreckten stocksteifen Beinen. Auf dem rechten Vorderhufe des toten Tieres sitzt ein grauer Sperling.

In Nagy Talmasch. Hier haben die Rumänen vier Wochen gewohnt. An den Häusern noch ihre Kreide-Inschriften. „Automobile langsam fahren.“ — „Neu-Rumänien.“ — „Ambulanz der 23. Division.“ Die Rumänen haben hier und in den umliegenden Dörfern nicht schlecht gelebt. Sie haben aus Häusern und Ställen mitge-

nommen, was brauchbar war. Von dem Vieh, das sich noch heute im Paß umhertreibt, gehört das meiste in diese Dörfer. Wie in Petroseny haben sie auch hier Möbel und Bücher, Kleidungsstücke und Zimmerschmuck mitgehen heißen. Die vollbepackten Wagen, die bei der Flucht im Paß zurückgelassen wurden, zum Teil mit lächerlichen Kleinigkeiten gefüllt, zeugen von ihrer schäbigen Habgier. In Heltau hatten sie die Kirchenglocken abgenommen. Nur die Zeit fehlte ihnen, sie abzutransportieren.

In Nagy Talmasch kommen Gefangene durch. Eine Gruppe von 24 Menschen, körperlich sehr verschieden. Der Dolmetscher fragt, wieviele lesen und schreiben können. Fünf heben die Hände hoch. Der Dolmetscher fragt weiter, ob sie denn wirklich glaubten, daß sie nun gehängt würden. Als er das Zeichen der Schnur um den Hals macht, fängt ein junger brauner Bursche plötzlich kläglich an zu weinen. Alles Trösten kann ihn nicht beruhigen. Wir geben ihm eine Zigarette. Er steckt sie in den Mund. Aber plötzlich brüllt er wieder los. Viele dieser Rumänen sind wie ganz kleine Kinder. Neulich brachte eine stattliche Bäuerin ihren Mann an die Bahn, der eingezogen wurde. Als der Mann in den Zug stieg, schrie sie plötzlich wie ein Tier — wie ein Baby — seelenlos — ohne Scham.

Später kommen noch mehr Gefangene. Viele hundert. Ein junger Oberleutnant dabei — ein sympathischer Bursche. Er ist südlich Caineni mit seinem ganzen Bataillon von den Bayern abgeschnitten worden. Er spricht gebrochen deutsch. Seine Frau hat ihm geschrieben, daß jede Nacht über Bukarest Luftschiffe erscheinen, daß Bukarest brennt und daß alle Wohlhabenden die Stadt zu verlassen beginnen. Der junge Mann ist aktiv. Sein Regiment ist ein sogenanntes Grenzerregiment. Auf die übliche Frage nach den Siegesaussichten seines Landes zuckt er verlegen und unfranzösisch mit den Schultern. „Wenn Deutschland ernsthaft gegen uns geht —." Hier mischt sich eine merkwürdige Erscheinung ins Gespräch. Ein mitgefangener Zivilist. Ein Händler, der sich uns als „Intendant" des Bataillons vorstellt. In Zivil? Jawohl, das sei bei ihnen üblich — nur die „Intendanten" der größeren Verbände trügen Uniform. Der Mann sieht schäbig aus, dick, mit Schlapphut und Schirm — ähnlich den fliegenden Marketendern, die in den ersten Wochen des Westkrieges hinter dem Heere herzogen und die Soldaten durch schlechte Sachen und teure Preise brandschatzten. Dieser „Intendant" drängelt sich ins Gespräch. Er weiß genau, daß viele rumänische Offiziere innerlich auf seiten Deutschlands stehen, daß Rumänien jetzt verloren ist, wo Deutschland Ernst macht, daß bald in Bukarest und auf dem Lande eine große Revolution anheben werde. Aber er ist ein schmutziger Kerl, unterwürfig und geschäftig. Der junge Mann mit der grauen italienischen Offiziersmütze scheint sich seiner zu schämen.

Wie ich diesen ersten rumänischen Offizier vor mir sehe, fällt mir das Bild des ehemaligen rumänischen Militärattachés im Großen

Hauptquartier ein. Wie oft haben wir im ersten Kriegswinter mit Oberst Mircescu oben am Kamin des Maasschlößchens über die Politik seines Landes debattiert. Und es will mir nicht in den Kopf, daß der kluge Mann jetzt von drüben auf unsere von ihm so bewunderten deutschen Soldaten schießen läßt.

Hinter Nagy Talmasch beginnt die eigentliche Straße des Todes. Die Leichen mehren sich. Einige halbnackt. Die verlassenen Fahrzeuge stehen in ganzen Reihen. Vollausgerüstete Sanitätswagen. Aufgerissene Verbandskästen. Zerstreute Bohnensäcke. Berge von rumänischem Zwieback. Hunderte von gefüllten Munitionskästen. Alles liegt zerstreut auf der Straße, auf den Wiesen, in den Gräben umher.

Herrenlose Rinder rennen brüllend über den Weg. Pferde kommen uns entgegengelaufen, stutzen und kehren um. Die toten Pferde werden immer zahlreicher. Einige erschöpft in den Deichseln zusammengebrochen. Andere abgestochen. Irgendwo steht unbeweglich ein hoher Fuchs und schnuppert an einem toten Schimmel. Der Schimmel war vielleicht sein Beipferd. Er liegt an einen Felsen der Straße gelehnt — kalt und tot — mit merkwürdig verzerrt lächelnden Zügen. Der Fuchs rührt sich nicht vom Fleck. Als wir nach vier Stunden dieselbe Stelle passierten, steht er noch immer da.

Nun liegt der Eingang des Passes vor uns. Ein tiefer, dunkler Schnitt in die steilen Berge, an denen der bunte Herbstwald brennt. Der Rote Türkenturm guckt aus den Tannen — viereckig, klobig, grell getüncht. Cibin und Alt zwängen ihre Wasser vereint durch die lange Schlucht nach Rumänien hinunter. Dieser Paß, den niemand von uns kannte. Und der doch seine lange blutige Geschichte hat von Römer- und Türkenzeiten bis zu dem dunklen Tage, an welchem das russische Heer von hier aus den Ungarn, die um ihre Freiheit kämpften, in den Rücken fiel.

Bevor wir in den Paß eindringen, fahren wir kurz das obere Alttal hinauf. Auf dieser guten Straße nach Fogaras suchten zahlreiche rumänische Kolonnen dem drohenden Verderben zu entschlüpfen. Aber sie liefen den Sperrtruppen unseres linken Flügels in die Arme. Auch diese Straße ein Weg des Todes. Gequollene Kuhkadaver im Wasser, zwei Geschütze, die die Flußböschung hinabgerutscht sind und mit einem Rade in die Luft ragen. Auf dem Eisenbahndamm ein zweites zerschlagenes Flugzeug. Halb ausgeraubte Proviantkolonnen in endloser Reihe, säuberlich an der Seite des Weges aufgefahren. Neue Pelzwesten und Mützen, nie gebrauchte Zelte, Karabiner und Kavalleriesäbel, Haufen von Kästen mit den ersten rumänischen Handgranaten — zwischen diesen Wirrwarr hindurch bahnt sich unser Wagen langsam seinen Weg. Und dazwischen wieder Tote — mit ausgestreckten, mit eingezogenen Armen, mit bleichen Händen, die im Schmerze vor das wächserne Gesicht gepreßt sind.

Das Bild dieser Straße des Todes soll nicht vergessen werden. Nicht heute, nicht später, wenn der Friede über unserem Lande scheint. Dies

Bild soll nicht vergessen werden. Und es sollte nach Griechenland und überall dahin gesandt werden, wo nach zwei Jahren Weltkrieg noch ein Irrsinniger die Lust verspürt, wie jüngst in Bukarest, aus friedlichen, fleißigen Bürgern Krüppel, Tote oder falsche Helden zu machen.

Im Rotenturmpaß

Armeeoberkommando Falkenhayn, 6. Oktober 1916.

Dies ist die denkwürdige Stelle, an welcher die vorderste Spitze unseres rechten Umfassungsflügels in der Schlacht bei Hermannstadt die Rumänen im Rücken packte. Zehn Kilometer tief vom Türkenturm entfernt in der Paßschlucht. Wo zwischen zwei vorspringenden Bergnasen der Bach Lotrioara in den Alt herunterschießt. Auf diesen Bergnasen da oben — in buntem Herbstlaub glühend — erschienen die Jäger am 26. September früh. Von da oben prasselte ihr erstes Maschinengewehrfeuer auf diese belebte Straße herunter in den bestürzten Feind, der die Deutschen 30 Kilometer nordwärts um Hermannstadt und Salzburg wähnte. Über diese Steinbrücke sind im Feuer unserer Gewehre tagelang Kolonnen geflüchtet, Artillerie und Generäle. Sechzig Meter oberhalb der Brücke sieht man neben dem Bach eine kleine aufgeworfene Stellung. Von da aus schoß der vorderste Zug der Jäger auf alles, was die Brücke betrat. Einige Tollkühne schlichen nachts bis unter die Brücke vor. Ein Jäger hat hier stundenlang gefährdet ausgehalten. Er fiel die letzte Nacht und liegt jetzt mit ausgebreiteten Armen unten auf dem Bachkies.

Um die Freiheit dieser Straße kämpften die Rumänen wie verzweifelt. Gegen unsere Maschinengewehrstellung oben sandten sie immer neue Detachements. Diese Brücke ist eine Todesbrücke. An den Abhängen der Bergnasen, vor der Bachstellung der Jäger, auf, vor und hinter der Brücke, überall decken tote Rumänen die Erde. In der kleinen Kirche neben der Zollwache liegen sie schichtenweise aufgebahrt. Auch einige Jäger ließen ihr junges Leben fern von Mecklenburg in diesem dunklen Paß. In Zeltbahnen gehüllt, werden sie auf einer Lore hinaufgerollt. Ein gemeinsames Grab oben im Waldtal nimmt sie auf. Was sie geleistet haben, wirft seine Kreise weit in das ganze Kriegstheater. Denn auf ihrem Gewaltmarsch vor allem beruht der ganze Erfolg der Schlacht. Ihr Marsch ist das operative Kernstück der Schlacht von Hermannstadt.

Auf der Brücke wird aufgeräumt. Unter Leitung von grünen Feldgendarmen. Erbrochene Kisten liegen auf Bergen von Brot, Hülsenfrüchten und Zucker. Aus den Kisten quillt das Raubgut der rumänischen Offiziere. Blusen, Spiegel, Bilder, Bücher. Unter den Büchern mehrere deutsche Kriegsbücher eines siebenbürgischen Lehrers. In

den Eßwaren wühlen die hungrigen Jäger herum, die von ihren Stellungen oben heruntergestoßen sind und für die Kompagnie frischen Vorrat holen. Nicht kümmert sie der tote Rumäne, der über einen prall gefüllten Maissack hingestreckt liegt. Nicht der kleine braune Pony, dem das Gehirn wie ein roter Ballon aus dem Ohre quillt. Sie sehen nicht die Barrikade des Grauens, die ihre Gewehre hier angerichtet. Wagen über Pferden, Pferde über Menschen, alles gequetscht, zerbrochen, tot. Sie sehen im Augenblick nur die Kisten voll Zwieback, Konserven, Brot und Zucker. In Zeltbahnen schleppen sie ihn auf dem Rücken nach oben — diesen wohlverdienten und eigentlich doch kläglichen Lohn.

Nun wird es still auf der Brücke. Der Posten geht auf und ab. Die Sonne leuchtet in seinem blanken Bajonett. An einer Stelle kommt der Posten kaum durch, ohne einen der Toten zu berühren. Die paar Häuser der Kontumaz stehen mit offenen Türen da. Ein Hund streicht mit eingeklemmtem Schwanze zwischen den toten Pferden hin. Am Berge hundert Meter oben liegt ein Jäger auf dem Rücken und wippt mit dem übergeschlagenen rechten Bein. Die Sonne spielt an dem bunten Herbstwald herunter auf das hurtig schießende Wasser der Alt. Eine Bachstelze hüpft neben einem Toten über die blanken Steine des Flusses. Eine Kuh mit überfülltem Euter brüllt. Ein schauerliches Echo. Wenn du die Augen von der Brücke des Todes nach oben hebst, siehst du die ganze Schönheit eines Septembertages in den Waldkarpathen.

Nun wandern wir auf Rumänien zu. Die beiden hölzernen Gattertore mit den ungarischen Landesfarben sind zerbrochen an die Seite geschoben. Die kleine Holzbrücke, die im Frieden den Verkehr zwischen der Kostumaz und Verestorony drüben vermittelte, ist in der Mitte auseinandergerissen. Verestorony ist die letzte ungarische Bahnstation. Die Bahn zwängt sich drüben am anderen Ufer zwischen Fluß und Felsen entlang. Zwei Kilometer südlich der Kontumaz springt sie aufs rechte Ufer des Alt herüber — auf einer langen eleganten Eisenbrücke.

Immer noch tote Rumänen. Immer noch gefüllte Munitionswagen. Immer noch herrenlose Pferde, manche hinkend, manche verwundet, manche lustig herumgaloppierend. Und immer neue Herden von Rindern auf der Straße, im Bergwald, am Fluß. Auch tote Büffel. Und Rinder zwischen Tod und Leben. Sie liegen erschöpft mitten im Weg und lassen sich lieber totschlagen, als daß sie zur Seite gehen. Wie ich diese Straße wandere, plötzlich steigt die ganze serbische Tragödie vor mir auf: das Ibartal, die erfrorenen Flüchtlinge, der Zug der Geschlagenen, die vielen deutschen Pferde, die dort im Schneeschlamm endeten.

Jetzt stehen wir vor dem rumänischen Grenzadler. Ein schöner Bronzeadler, um den sich als Wahlspruch der rumänischen Staatsraison das zynische Wort windet: „Nihil sine Deo". Neben dem

Wachthaus liegt ein kleiner schmucker Garten. Auf drei Beeten haben die Grenzsoldaten in weißen Steinen kunstvoll Namen und Ziffer ihres Regiments und ihrer Kompagnie verzeichnet. Der kleine Garten steht voll Astern. Aber aus den Astern guckt der Stiel einer rumänischen Handgranate.

Hier am Bache Riu Vadului sind wir jenseits unseres letzten Talpostens. Die Bayern zwar stehen noch weiter südlich — aber oben in den Bergen. Drüben der waldige Abhang des Fogaraser Gebirges ist augenblicklich noch in den Händen der Feinde. Ab und zu knallt es da oben. Hunde bellen. In der Chaussee schlagen Kugeln ein. Vom Süden her grollt es. Die Bayern stehen im Kampfe mit frisch herangeführten Regimentern, die ihre Sperre brechen sollen.

Endlich stehen wir ganz auf rumänischem Boden. Wir sehen den Paß entlang tief ins Königreich hinein. Oben auf den Kuppen die ersten rumänischen Stellungen, die so lange Verteidigung heuchelten. Mit welchem Gedanken zogen in jener Nacht des 27. August die ersten rumänischen Soldaten über diese kleine Grenzbrücke! Heute treiben sich ihre letzten kläglichen Reste drüben im Fogaraswalde umher. In der verlorenen Tasche eines rumänischen Offiziers findet der Dolmetscher die letzte Nummer des Bukarester „Universul". Während wir in dem kleinen weidengeflochtenen Pavillon sitzen, den die rumänischen Grenzsoldaten sich aus Langeweile erbauten, da Bratianu zu lange zögerte, liest uns der Dolmetscher den Leitartikel vor. Eine ungewöhnliche Umgebung. Die Trümmer der ersten Armee zwischen hier und Nagy Talmasch, auf der Straße, im Fluß, in den Wäldern, fliehend, tot, gefangen. Der letzte Rest der Pferde eines stolzen Kavallerieregiments dort unten auf der Wiese, herrenlos an den Broten eines umgestürzten Proviantwagens knabbernd. Acht Kilometer südlich von hier über Caineni auf heiligem rumänischen Boden das Klackern bayerischer Maschinengewehre! Was sagte der „Universul"? Er beklagte sich, daß Deutschland an Rumänien so schnell den Krieg erklärt hätte, wo Italien doch über ein Jahr lang ohne Kriegserklärung gelassen sei. Er klagte Bulgarien an, das Rumänien mitten in einem heiligen und gerechten Krieg in den Rücken falle. Er verglich Bulgarien mit einem feigen, sich duckenden Hunde, der erst im letzten Augenblick auf seine Beute springt, wenn diese von stärkeren Kräften bereits gestellt ist. So stand es da — in klaren lateinischen Buchstaben. Ein Mensch hatte es geschrieben. Die Schrift hielt der Sonne stand. Und Menschen hatten es geglaubt. Vielleicht auch die vielen, deren wächserne Gesichter zwischen hier und Hermannstadt den heiligen Boden Groß-Rumäniens küßten.

Als wir zurückwanderten, wurde noch immer aufgeräumt. Bergungskommandos waren erschienen, und zahllose Lastautos schleppten das wertvollste Material ab. Der Hund an der Brücke hatte sich zu den Jägern gefunden. Er war ein rumänischer Sanitätshund, parierte und zog mit den Jägern auf die Berge. Von den Bergen

herunter kamen deutsche Infanteristen und trieben verirrtes Vieh vor sich her — ein Mann vierzehn Rinder. Andere hatten sich beritten gemacht und trabten, bepackt mit Tornistern, auf den kleinen rumänischen Gäulen ohne Sattel die staubige Straße entlang. In einer deutschen Trainkolonne sah man schon zwei braune rumänische Militärwagen — eingereiht und selbstverständlich, als ob sie mit vor Verdun und Dünaburg gewesen wären. Am Eingang des Passes stießen wir auf ein marschierendes Regiment. Die Leute schwer bepackt. Sie hatten bei Haszeg gekämpft, dann nördlich Hermannstadt und jetzt hier in den Paßbergen. Alles in 14 Tagen. Und jetzt zogen sie ostwärts — in neue Kämpfe. Sie marschierten gebückt unter ihrem schweren Tornister. Sie sahen nur vor sich hin. Sie sahen am Eingang des Passes nicht den alten roten Türkenturm, der links aus den Tannen lugte. Aber der alte Turm sah sie. Und er wird künftig nicht nur von Römern, Türken, Magyaren und Österreichern, sondern auch von Bayern und Niedersachsen erzählen, die hier an der alten Pforte zum Orient die Freiheit ihrer fernen Heimat verteidigten.

Der Kampf am Geisterwald

Armeeoberkommando Falkenhayn, 7. Oktober 1916.

Die Kämpfe am Eingang zum Geisterwald brachten die rumänische Infanterie in das volle Feuer der schweren deutschen Artillerie. Auf der Höhe 620, östlich des Dorfes Alt-Sinka, hatten starke feindliche Kräfte Stellungen bezogen, die seit langem vorbereitet und gut ausgebaut waren. Sofortiger Ausbau von Verteidigungsstellungen charakterisiert überhaupt die vorsichtige rumänische Kriegführung bei ihrem Vormarsch in Siebenbürgen. In mehreren übereinander liegenden Reihen zogen sich auch hier mehrere modern ausgehobene Grabenstellungen von Hügel zu Hügel. Infanteriestützpunkte und gedeckte Batterien verstärkten die Stellung auf den Bergen, deren natürlich beherrschende Lage zur Verteidigung wie geschaffen war. Aber so gut die Anlage gegen reine Infanterieangriffe schützte, ein so ideales Ziel bot sie unserer Artillerie, die aus dem Tale von Bad heraus den ganzen Berg unter ein gut liegendes Zielfeuer nahm. Gleichwohl bewies auch dieser Kampf wieder, daß der Rumäne kein Schwächling ist. Zweimal schoß unsere Artillerie ihn aus seinen Gräben heraus, zweimal versuchte er in hartnäckigem Gegenangriff sie gegen unsere nachrückende Infanterie wieder zu besetzen. Erst nachdem der dritte Gegenangriff blutig im Feuer unserer Geschütze erstorben war, zog der Feind sich dezimiert in den Geisterwald zurück. Seine Verluste waren schwer. Das Schlachtfeld von Alt-Sinka sieht wie ein kleiner Ausschnitt aus dem blutigen Artilleriegrabenkrieg des Westens aus. Wir selber haben wenig gelitten. Wie einer der deutschen Führer

sich äußerte, übersteigt die Zahl unserer Verluste in den ganzen Kämpfen um den Geisterwald nicht die Zahl der Geschütze, die wir erbeutet haben.

Die Schlacht bei Kronstadt

Armeeoberkommando Falkenhayn, 8. Oktober 1916.

Die Kämpfe, die der Einnahme Kronstadts voraus und parallel gingen, spielten sich im Osten und Nordwesten der Stadt ab. Schon am Nachmittage des 7. Oktober drängten deutsche Kräfte auf der Straße Hoelteveny—Kronstadt von Norden her bis an die Eisenbahnlinie am Rande der Stadt, wo sie bei Einbruch der Dunkelheit in Kämpfe verwickelt wurden. Gleichzeitig stießen ungarische Truppen von Westen her über Vidombak gegen die Station Brasso-Bertalon vor. Die Rumänen, die sich überall kämpfend zurückzogen, zündeten verschiedene Fabriken und Magazine an. Um 4 Uhr flog eine Petroleumraffinerie im Westen der Stadt in die Luft. Die Spadiumfabrik östlich des Hauptbahnhofs brannte seit mittag. Den ganzen Abend leuchteten rote Brände aus der Richtung Kronstadt über das Burzener Land, in dessen deutschen Dörfern rührende Siegesfeiern zu Ehren der Befreier stattfanden.

Am Morgen des 8., während unsere Truppen die ersten Häuser schon besetzt hielten, lebten nordöstlich der Stadt die Kämpfe heftig wieder auf und entwickelten sich im Laufe des Tages zu einer regelrechten Schlacht. Die Rumänen schienen noch im letzten Augenblick ernstlichen Widerstand leisten zu wollen. Auf den Höhen zwischen Botfalu und Sankt Peter sammelten sich neue feindliche Kräfte, die von unserer Artillerie sofort unter Feuer genommen wurden. Während am Tage vorher von der rumänischen Artillerie kaum etwas zu spüren war, versuchten jetzt feindliche Batterien energisch, unseren weiteren Vormarsch im östlichen Becken des Burzener Landes zu hemmen. Um Mittag ging rumänische Infanterie zu heftigen Gegenangriffen über. Aus den Maisfeldern östlich der Straße Sankt Peter-Kronstadt sah man sie in dichten Reihen anstürmen. Unsere Artillerie schoß mehrere dieser rücksichtslos vorgetragenen Angriffe blutig zusammen. Die feindlichen Verluste in diesen Kämpfen waren außerordentlich schwer. Unter der demoralisierenden Wirkung unseres gut liegenden Sperrfeuers liefen mehrere Gruppen zu uns über und wurden gefangen genommen.

Die Einnahme von Kronstadt

Kronstadt, 9. Oktober 1916.

Die siegreiche Schlacht, die nordöstlich Kronstadt im Laufe des 8. Oktober erfochten wurde, nachdem der Hauptteil der Stadt schon in unserem Besitz war, ist wieder vor allem der Mitwirkung unserer schweren Artillerie zuzuschreiben. Das weit ausgedehnte Schlachtfeld südöstlich von St. Peter mit seinen zahllosen Toten und den teils zerschossenen, teils verlassenen rumänischen Batterien zeigt die grauenhafte Wirkung unserer schweren Geschütze sowohl auf die durchweg aus Eliteregimentern bestehende Infanterie wie auch auf die noch im letzten Augenblick verstärkte feindliche Artillerie, die das Unglück der zweiten rumänischen Armee vergeblich abzuwenden suchte. Noch am Nachmittag des 8. Oktober war der Widerstand des Feindes im ganzen östlichen Becken von Kronstadt heftig gewesen. Höchstwahrscheinlich hatte die rumänische Heeresleitung auf die andauernde Rückwärtsbewegung hin Befehl gegeben, Kronstadt unter allen Umständen zu halten. Noch am Nachmittage wurde das Eintreffen von Infanterieverstärkungen festgestellt. Aber unter dem vernichtenden und demoralisierenden Nachmittagsfeuer unserer bei stündlich sich bessernden Lichtverhältnissen glänzend zielenden Artillerie brach die moralische Widerstandskraft des Gegners überraschend plötzlich zusammen. Nur so ist es zu erklären, daß er eine ganze Reihe unbeschädigter Kruppscher Batterien auf freiem Felde im Stich ließ.

Aber auch sein Rückzug lag jetzt im Feuer unserer Batterien. Schon im Laufe des 8. Oktober waren die Rückzugsstraßen ins Gebirge das Ziel unserer weittragenden Geschütze gewesen. Am Abend richtete unsere Artillerie auf diesen Rückzugsstraßen doppelt schwere Verheerungen an. Ein vollbesetzter Eisenbahnzug wurde von einer deutschen Haubitzenbatterie zusammengeschossen. Die mit flüchtenden Soldaten gefüllte Straße zwischen Kronstadt und dem Altschanzpaß lag stundenlang unter einem Hagel deutscher Schrapnells.

Die blutigen Verluste des Gegners in dieser Schlacht sind die schwersten gewesen, die er bisher in Siebenbürgen erlitten hat.

Unsere Infanterie setzte trotz der beispiellosen Anstrengungen der letzten Wochen ihren siegreichen Eilmarsch gegen den feindlichen Widerstand um Kronstadt fort. Deutsche Kräfte fielen überraschend vom Westen aus den Feind auf dem Rückzug an. In schneidigem Handgranatenangriff am Bahndamm zwischen Kronstadt und St. Peter lehrten unsere Sieger vom Rotenturmpaß den Feind die ungeahnte Furchtbarkeit unserer Nahkampfmittel. Ein Maschinengewehr umging am Bahnhof Bertalon einen rumänischen Schützengraben und mähte auf fünf Meter Entfernung von der Flanke eine dreihundert Meter lange rumänische Schützenlinie bis auf den letzten Mann nieder. In schauerlicher Regelmäßigkeit liegen hier die toten Gegner Schulter

an Schulter. Kleinere Straßenkämpfe spielten sich in dem höher liegenden Rumänenviertel ab. In allen diesen Kämpfen sind unsere Infanterieverluste bei dem zielsicheren Beistand der Artillerie gering gewesen. Unsere Batterien wurden von dem schlecht schießenden Feinde überhaupt nicht erreicht. Auch unsere Flieger machten bei schlechtem Wetter über dem gebirgigen Terrain gute Arbeit. Ein deutscher Feldwebel erlitt nach vierstündigem Aufklärungsflug im Gebirge Motordefekt und landete im feindlichen Feuer auf einem Maisfeld zwischen unseren und den rumänischen Linien. Deutsche Infanterie eilte herbei. Mit Hilfe des Beobachters wurden die wertvollsten Teile des Apparats geborgen. Beide schlugen sich zu den Unsrigen durch. Bei dem darauf einsetzenden Kampfe der vorderen Linien um das Flugzeug blieben wir Sieger. Der Apparat ist gerettet.

Kronstadt selber hat durch die letzten Kämpfe in einigen seiner äußeren Teile stark gelitten. Die Rumänen begannen in den letzten Tagen stärker zu plündern. Ein großer Teil der deutschen Bevölkerung hatte die Stadt mit dem Tage der rumänischen Okkupation verlassen. Viele rumänische Einwohner sind mit dem abziehenden Feinde geflohen. Der Rest der Bevölkerung empfing unsere Truppen mit stürmischer Freude. Rührende Szenen spielten sich auf den Straßen ab, als unsere Pickelhauben einrückten. Eine frohe Menge umsteht augenblicklich auf dem Rathausplatz die erbeuteten rumänischen Geschütze, deren Zahl sich stündlich mehrt.

Die Sturmschar Falkenhayns

Armeeoberkommando Falkenhayn, 8. Oktober 1916.

Sturmscharen — so soll man sie nennen — diese ruhelosen Regimenter und hurtigen Batterien, die eines Tages unter seinem Befehl plötzlich in Siebenbürgen auftauchten. Die zuerst den rumänischen Einbrecher aus dem Strelltal in den Vulkanpaß warfen. Die einige Tage später bei Hermannstadt eine ganze Armee vernichtend umzingelten. Die den Feind auf der 80 Kilometer langen Fogarasebene vor sich hertrieben. Die — selber eine wilde Jagd — am Rande des Geisterwaldes neue seiner Kräfte packten und verjagten. Und die in diesen letzten Tagen starke Kräfte von ihm bei Kronstadt zerpflückten. Mit vier riesigen Armbewegungen schoben sie so den Eindringling vor sich her, rechts seitwärts übers Gebirge in sein Land zurück. Die Befreier Siebenbürgens — überall aus tiefem Herzen mit dem alten Heilruf der Siebenbürgener Deutschen empfangen — selber aber rastlos über befreite Dörfer und bewimpelte Städte hinausstoßend. Noch feiert Kronstadt seine Befreiung. Und schon fechten sie südlich der Stadt tief in den Grenzpässen.

Der Sieg bei Hermannstadt ist eben erfochten. Vorwärts auf der Straße nach Fogarasch. Der dunkle Schnitt des Rotenturmpasses

rechts hinten, wo die Bayern im Schnee sitzen und den Rumänen in blutigem Schach halten. Über die dürftigen Holzbrücken der vom steilen Fogaraschgebirge herunterschießenden hundert Bäche vorsichtig hinweg. Durch blaugetünchte Walachendörfer mit bunten Heiligenbildern in der Stirn der Häuser. An den Türen noch die Kreideinschriften der eben verjagten rumänischen Einquartierung. In Fogarasch selber geplünderte Häuser, aus deren Kellern der mutwillig verschüttete Wein riecht — Kaiserbilder mit ausgestochenen Augen — verstörte Walachengreise, die sich tief zur Erde neigen. Und durch das alles endlos der graue Zug unserer Kolonnen, Bataillone, Geschütze und Schwadronen auf der steigenden, sinkenden, staubigen Straße. Zwischen russischen Panjewagen und belgischen Kutschen schon eingereiht die neuen, braunen rumänischen Beutewagen, so behangen mit Tornistern und Gewehren, daß man die fremden rumänischen Worte kaum noch lesen kann. So immer westwärts. Woher? Wohin? Müde, rauchend, scheltend, plaudernd — immer vorwärts.

Bei Sarkany stockt die graue Flut — vor dem plötzlich aufsteigenden Geisterwald, dessen runde Kuppen in buntem Herbstlaub tausend Meter hoch in den blauen Oktoberhimmel ragen. Hinter dem Geisterwald liegt das deutsche Burzenland — Kronstadt — liegen die Pässe nach Rumänien — liegt Sinaja, die königliche Burg. Dies alles will der Rumäne noch einmal verteidigen. An den westlichen Hängen des Geisterwaldes verschanzt er sich. Der Geisterwald wird lebendig. Blaugrau wimmelnde Gräben — von Hügel zu Hügel ziehend — leuchten plötzlich in der Sonne. Feldkanonen fahren hinter Büschen auf. Stellung zeigt sich über Stellung. Starke rumänische Kräfte ordnen sich zum Kampf auf der Linie zwischen Halmagy und Ohaba. Schon spritzen die ersten Schrapnells ihrer Feldkanonen — viel zu hoch — über uns hinweg.

Vorwärts durch den Geisterwald. Die grauen Fluten teilen sich. Eine links quer über Berg und Tal — Brandenburger und Hanseaten. Bei Grid ein kurzer Widerstand. Dann bergauf, bergab. Patrouillengefechte. Seitendetachements in allen Tälern und in nie begangenen Wäldern. Immer vorwärts — gerade durch. Endlich bei Krebsbach großes Sammeln. Die Kronstädter Ebene liegt zu unseren Füßen — weiße Dörfer in gelben Maisfeldern — Pappelchausseen — weidende Herden — und in der Ferne die blauen Grenzberge.

Die Mittelgruppe hinauf in den Paß von Persany. Auf der breiten Straße, die quer durch den Geisterwald führt — nach Bledeny und Feketehalom. Die rechte Gruppe über Vad und Ohaba das Sinkatal hinauf gegen Törzburg. Beide Gruppen zunächst gegen die feindlichen Schanzen zwischen Persany und Alt-Sinka.

Vorwärts auf die Schanzen. Die schwere Artillerie beginnt ihr Hammerwerk. Sofort auf die feindlichen Gräben — denn die rumänischen Batterien lohnt es nicht — sie erreichen uns kaum. Die Kanoniere lachen über diese Gräben. Mit ein paar Schüssen sind sie ein-

geschossen. Dann saust Treffer neben Treffer in die vollbesetzten Zickzacklinien. Die sauberen Stellungen brechen zusammen. Zwischen den schwarzen Erdfontänen sieht man blaue Männer wie geschreckte Mäuse hin und her und rückwärts laufen. Unsere Batterien stehen gelassen auf offenem Felde. Kein Flieger, der sie entdeckt und das Feuer gegen sie leitet. Keine feindliche Artillerie, die den Kanonieren das Leben heiß macht. Wie im Manöver.

Dann geht die Infanterie vor. Ohne Widerstand besetzt sie den ersten, den zweiten feindlichen Graben. Aber noch einmal, noch zweimal raffen die rumänischen Offiziere von hinten aus den Wäldern ihre Männer zusammen und führen sie gegen uns vor. Zweimal rennen die Unglücklichen in die tödlichen Splitterfontänen unseres Sperrfeuers. Beim dritten Male versagt ihr Schneid. Sie sind keine Franzosen — diese hübsch gekleideten Walachenlateiner. Und erst recht keine Deutsche. Aufgelöst — im rücksichtslosen Verfolgungs- und Sperrfeuer unserer Geschütze — laufen sie westwärts in die Wälder, ganze Batterien stehenlassend. Über die zum Teil verschütteten Gräben, aus denen zwischen gräßlich zerfetzten Toten Hunderte von Verwundeten stöhnen und um Gnade flehen, drängt unsere Infanterie ihnen nach. Vorwärts durch den Geisterwald — einen Tag, eine Nacht, durch diesen endlosen Wald, ohne Haus.

7. Oktober morgens. Alle Kolonnen haben die Ausgänge nach dem Walde erkämpft. Die weißen Kasernen und Fabriken Kronstadts liegen unter der Sonne am Rand der südlichen Berge. Vorwärts ins Burzenland. Auf der Nordstraße von Földvar, auf der Weststraße von Feketehalom schieben sie sich vor. Überall weicht der Feind. Die ersten deutschen Dörfer sind erreicht. Sächsische Frauen in hohen Schaftstiefeln stehen auf der Hauptstraße und verteilen Milch aus hohen Krügen. Mädchen werfen Herbstblumen auf unsere verstaubten Soldaten. Fahnen auf den Türmen und aus den Fenstern der Häuser, in denen vor ein paar Stunden noch die Befehle des Gegners regierten. Glocken läuten. Schulkinder mit dem Lehrer an der Spitze stellen sich auf und singen. Aber immer vorwärts — vorbei an allem — gegen Kronstadt zu.

Nachmittags 4 Uhr auf dem Kirchturm in Feketehalom. Die Schlacht um Kronstadt hat begonnen. Aber wir gewinnen im ganzen Becken nach Süden Raum. Am weitesten vor ist die Mittelgruppe, deren Têten vorm Bahnhof Bertalon liegen. Der linke Flügel kämpft östlich der Straße Földvar—Brasso auf der Höhe von Mekertek. Sankt Peter wird noch vom Feinde gehalten. Der rechte Flügel hat die Brücke bei Vidombak erreicht und befindet sich im Kampf mit zwei rumänischen Kompagnien, die sich aus dem Waldabhang der Hohen Warte herunter entwickelten.

Gegen 5 Uhr fliegt donnernd die Petroleumfabrik südlich Vidombak in die Luft. Auch am Hauptbahnhof Kronstadt sind Brände ausgebrochen, die sich stündlich unter Explosionen erweitern.

Plötzliches Maschinengewehrfeuer auf unserm linken Flügel, wo der Widerstand des Feindes stärker wird. Der Gegner scheint unsern linken Flügel von nordöstlich Sankt Peter umgehen zu wollen. Auf der Straße Höltöveny—Vidombak entwickelt sich deutlich sichtbar ungarische Infanterie in drei Schwarmlinien gegen Mekertek zu. Der Kampf auf dem linken Flügel dauert an. Starkes Infanteriefeuer aus Richtung Petroleumfabrik, das sich bald zu nähern, bald zu entfernen scheint.

7 Uhr abends. Auf der Brücke südlich Vidombak. Eine ungarische Batterie hinter uns streut die östlichen Eingänge von Kronstadt ab. In der Mitte und links ist deutsche Artillerie aufgefahren und beginnt den links hartnäckig sich haltenden Gegner zu beschießen. Zwei Kilometer vor uns Infanteriekampf. Die beiden rumänischen Kompagnien ziehen sich langsam gegen die Petroleumfabrik zurück. Der rote Schein der brennenden Fabriken am Bahnhof beleuchtet den regnerisch dunkeln Himmel. Von der Mittelgruppe sollen die ersten Patrouillen in Kronstadt eingedrungen sein.

Feldschlacht

Gefechtsstand der ... ten Division Wirtshaus nördlich Trullmühle vor Kronstadt.

Sonntag, 8. Oktober 1916.

Die Gefechtslage seit gestern abend ist ungefähr folgende: Während die deutsch-ungarische Mittelgruppe vor uns zu beiden Seiten der Straße Höltöveny-Kronstadt weiter Raum gewonnen hat und mit ihren Spitzen bereits in den ersten Häusern von Kronstadt sitzt, hat sich der Widerstand des Feindes gegen unsern linken Flügel gesteigert. Es sind erhebliche Verstärkungen gemeldet worden, die anscheinend aus Richtung St. Peter unsern linken Flügel umgehen sollen. Während die feindliche Artillerie gestern schwieg, ist sie heute morgen wieder tätig. Der Gegner hat sich scheinbar während der Nacht entschlossen, das Becken von Kronstadt energischer zu verteidigen, als man gestern annehmen durfte.

Bei starkem Sonnenschein sind die Sichtverhältnisse für uns morgens früh nicht günstig. Kronstadt selber — 12 Kilometer vor uns südlich — mit seinen rauchenden Fabriktrümmern, St. Peter, das rotweiße Kirchdorf, die Höhen nördlich St. Peter hinter dem Bahndamm, alles liegt in dickem Sonnendunst. Dabei soll auch dieser Angriff vor allem durch unsere Artillerie entschieden — unser wertvolles Menschenmaterial möglichst geschont werden. Rings um uns starke Anhäufung von Artillerie. Vorn links auf den Wiesen, südlich der Zuckermühle — gerade vor uns im Maisbusch — hinter dem Gefechtsstand links und rechts der Straße — arbeiten Haubitzen, leichte und

schwere, Feldkanonen, Mörser, krachend durcheinander. Eine weit vorgezogene Batterie kommt auf der Straße von Mekertek zurück, biegt vor dem Gefechtsstand rechts ein und protzt 100 Meter vor uns auf freiem Felde ab. Fünf Minuten später liegen die vier Geschütze, vom Maisbusch verdeckt, einsam da — nur von hinten undeutlich erkennbar. Die Kanoniere buddeln sich ein. Die Batterie soll erst später feuern.

Alle vier Straßen, die hier zusammenlaufen, sind überfüllt. Munitionskolonnen, Melderreiter, Versprengte, Verwundete, Gefangene, Sanitätswagen, Meldeautos jagen zwischen hier und der Zuckermühle hin und her. Ein blendend weißes Auto dabei, ein Benzwagen mit russischen Reifen, ein Beutestück aus dem Rotenturmpaß. Hinter dem Wirtshaus unter Bäumen liegt eine Kompagnie in Reserve. Rauchend, Briefe lesend, schlafend — trotz der Mörser, die 30 Schritt neben den Leuten brüllen. Plötzlich, gegen 9 Uhr, kommt ein Artillerieleutnant zu Pferde herangejagt. Links von seiner Batterie tauchen gegenüber schwachen deutschen Kräften neue rumänische Verstärkungen auf. Die Kompagnie wird versammelt und marschiert lautlos — bald eine einzige Staubwolke — in Richtung Zuckerfabrik ab.

Die Sicht wird etwas besser. Die ersten Höhen links hinter dem Bahndamm rücken ins Klare. Die Sprengpunkte unserer Schrapnells über den gemeldeten rumänischen Verstärkungen mehren sich. Sie liegen gut, niedrig, verteilt über den ganzen Abschnitt. Hinter St. Peter soll feindliche Artillerie in Stellung gehen. Unsere Batterien südlich der Zuckerfabrik schießen sich auf sie ein. Der Kirchturm von St. Peter ist manchmal in dunkle Rauchwolken gehüllt, erscheint aber immer wieder unversehrt. Das feindliche Feuer ist schwach und liegt schlecht. Ab und zu ein riesenhoher Sprengpunkt vor oder hinter uns. Vorn im Felde werden ein paar galoppierende Kavalleristen beschossen. Schwarze, kleine Erdfontänen verfolgen sie — ohne sie zu erreichen. Eine Spielerei. Auch auf einen einzelnen Dragoner, der sein Pferd am Zügel neben sich führt, verpulvert der Gegner ein paar wirkungslose Granaten. Bei einer Kolonne auf dem Feldwege nordöstlich Mekertek hat er den einzigen Treffer. Ein Pferd scheint liegen zu bleiben. Eine halbe Stunde später passiert die Kolonne den Gefechtsstand. Die Fahrer des Wagens lachen.

Ein deutscher Flieger erscheint hoch über uns und strebt — weißleuchtend — den Kronstädter Bergen zu. Er klärt hinter den Paßstraßen auf, die seit einigen Tagen mit südwärts rollendem Material überfüllt sind. Auch diese Straßen liegen seit heute morgen im Feuer unserer weittragenden Geschütze. Die Batterien, die die Pässe beschießen, liegen südöstlich von uns. Der Feind belegt den Weg zwischen uns und der Zuckerfabrik mit Schrapnells. Ein paar kleine Granateinschläge nähern sich dem Gefechtsstand. Aber niemand läßt sich dadurch stören. Der General steht in roten Aufschlägen vor dem Tisch mit der Karte. Zehn Scherenfernrohre blinken ungedeckt in der

südlichen Sonne. Eine Manöverschlacht. Anders als im Osten. Aber ganz anders als im Westen.

Gegen Mittag wird es vorn lebendiger. Jenseits des Bahndamms, auf den Höhen westlich St. Peter, lagen die vordersten feindlichen Linien den Unsern bisher ruhig gegenüber. Gegen Mittag werden Bewegungen im Rücken des Feindes gemeldet. Der Gegner zieht scheinbar Reserven heran. Ein kurzes Störungsfeuer unserseits. Plötzlich bricht 5 Kilometer vor uns, südöstlich der Villa Sterio, ein starker feindlicher Angriff auf etwa einem Kilometer Breite von der Höhe auf uns herab. Man sieht gegen die Sonne die dunklen vollen Punktreihen der rumänischen Infanteristen sich erheben, niederwerfen und wieder vorwärts laufen. Im Nu sind unsere Geschütze eingestellt, eingespielt, und mitten in den Angriff, in die vollen laufenden Reihen hinein spritzen die Volltreffer unseres Sperrfeuers. Schwere und kleine Kaliber. Die schweren wühlen sich tief in den weichen Maisboden hinein, reißen die schwarze, fruchtbare Erde hervor und geben dunkel quellende Fontänen. Die Reihen fallen um, erheben sich, taumeln — neue Lücken. Ein Flügel steht noch und bewegt sich. Drei — vier neue Fontänen zischen mitten aus ihm auf. Vereinzelte Punkte rennen nach vorn. Die Schrapnells verrichten die Kleinarbeit und blasen die Letzten hinweg. In zehn Minuten ist dieser feindliche Angriff blutig erstickt.

Ein neues Bataillon kommt von hinten. Wohlgefällig ruhen die Blicke der Leute auf den feuernden Kanonen, ihren großen Brüdern. Die schweren Haubitzen sind in voller Arbeit. Die Decken des Wirtshauses schütteln sich bei jedem Schuß. Ein voller, aber fast milder Klang. Das kurze dicke Rohr hebt und senkt sich willig. Drüben bellen kurz die Feldhaubitzen. Kanonen knattern aufgeregt über das Kohlfeld und erschüttern das Trommelfell. Die Leute des Bataillons wandern ruhig neben dieser Hölle hier. Keiner hält sich das Ohr zu. Auch die Pferde der Kolonnen schrecken nicht. Das Bataillon marschiert auf der Straße südlich direkt gegen Kronstadt zu. In Kronstadt selber hat die deutsch-ungarische Mittelgruppe mit ihrem rechten Flügel seit heute morgen gute Fortschritte erzielt. Wir haben die Abhänge der Hohen Warte westlich der Stadt in der Hand und greifen durch das Rumänenviertel von hinten in die obere Stadt ein. Die südlichen Höhen über Kronstadt sind vom Feinde ziemlich stark besetzt und werden von uns andauernd mit Schrapnells belegt.

Leichtverwundete schleppen sich auf dem Wege von der Zuckerfabrik an uns vorbei. Viele Armschüsse. Ein langer Leutnant neben einem kurzen dicken Unteroffizier — beide mit Halsschüssen. Ein Graubart mit angeschossener Wade humpelt durch den Staub. Wo ein Wagen Platz hat, nimmt er sie mit. Ein Pfarrer hat sich aus Ziegelsteinen einen Stuhl errichtet und verteilt Zigaretten. Manchmal kommen zwei Verwundete, die sich gegenseitig stützen. Die Sanitätsautos mit ihrer blutigen Ernte jagen hin und her. Die Leichtverwundeten streben zur

Sammelstelle, gleich hinter dem Gefechtsstand. Davor liegt auf einer Bahre ein verwundeter Rumäne, den in der Sonne die Fliegen quälen.

Gefangene kommen in kleinen Trupps. Einmal 60 Mann. Vorn und hinten ein deutsches Bajonett. Viele Zigeunertypen. Aber auch blonde, stämmige Burschen. Alle jung. Und so sauber, so körperlich und seelisch frisch — keine Gefangenen aus dem Grabenkrieg des Westens. Sie schimpfen auf ihre Offiziere, die 500 Meter weit hinter ihnen bleiben. Unter den 60 Gefangenen ist kein Offizier.

Während unsere Mittelgruppe sich immer näher an und in Kronstadt hineinschiebt, versucht der Gegner andauernd, uns links durch eine immer weiter ausholende Flügelbewegung zu umgehen. Das Kampffeld beschränkt sich jetzt fast ganz auf den Abschnitt östlich der Bahnlinie Földewar-Kronstadt, und der Gegner kämpft mit einer Front, die fast von Norden nach Süden geht. Gegen seine verzweifelten Umfassungsversuche wird zunächst auf die Wälder links von St. Peter sowie auf den niedrigen Höhenzug zwischen St. Peter und Botfalu ein regelmäßiges Feuer gelegt. Ein kühner Versuch des Gegners, an dem Bahndamm auf der Höhe der Trullmühle vorzustoßen, kommt durch unser Sperrfeuer nicht zur Ausführung. Die Wiesen südöstlich St. Peter liegen jetzt im klaren Lichte vor uns. Jede der feindlichen Batterien und Protzen ist deutlich zu erkennen. Aber sie schießen nicht mehr.

Durch den vorhin abgeschlagenen Infanterieangriff und unseren sofort folgenden Gegenstoß ist die feindliche Linie über die Straße St. Peter-Kronstadt hinausgedrückt. Mehrere Protzen und zahlreiche Pferde der Batterien waren durch unser Feuer vernichtet. Die Batterien mußten im Stiche gelassen werden. Sie stehen jetzt schweigend zwischen unserer und der feindlichen Infanterielinie. Nach dem abgeschlagenen Angriff ist die Gefechtslage folgende: Der rechte Flügel der Rumänen steht am weitesten vorn. Die feindliche Mitte ist über die Kleinbahn St. Peter-Kronstadt hinter die Batterien zurückgeworfen. Der linke Flügel steht wieder vorn und macht andauernd Versuche, mit Maschinengewehrfeuer sich dem Bahndamm Földewar-Kronstadt südlich der Villa Sterio zu nähern. Aus dieser Situation heraus versucht die rumänische Mitte noch einmal einen Vorstoß. Wieder sieht man den Gegner in dichten Reihen aus den Maisfeldern heranspringen. Wieder verblutet sich sein energischer Sturm in unseren Sperrfontänen. Als auch sein linker Flügel, der sich dem Bahndamm etwas nähert, in ein plötzlich einsetzendes heftiges Schrapnellfeuer gerät, weicht der Feind auf beiden Abschnitten zurück. Unsere Infanterie rückt jetzt über die Batterien dem Feinde nach.

Während des ganzen Tages wüten in Richtung Kronstadt heftige Brände. Seit gestern abend brennt die Petroleumfabrik zwischen Vidombak und Bertalan. Am Hauptbahnhof brennen Magazine, Eisenbahnzüge, die Spadiumfabrik. Von Mittag ab wälzen sich weiße Wolken auch aus der oberen Stadt, die vom Berge verdeckt ist. Auch

in Richtung Csernatfalu und Türkös beginnen Brände. Auf der Straße, die durch diese beiden Dörfer in den Altschanzpaß führt, liegt den ganzen Nachmittag andauerndes Schrapnellfeuer gegen gemeldete rückziehende feindliche Kolonnen. Kurz vor dem Dunkelwerden erledigen unsere schweren Haubitzen durch einen Meisterschuß noch einen feindlichen Transportzug.

Bei Einbruch der Dunkelheit ist — bis auf unseren äußersten linken Flügel — die ganze Linie im östlichen Becken des Burzenlandes im Vorrücken. Aber schon ist eine deutsche Kolonne im Anmarsch, um durch eine umfassende Bewegung von den Höhen von Botfalu aus den Gegner auch hier zurückzuzwingen. Schon am Spätnachmittag bewegen sich deutsche Schwarmlinien beiderseits des Bahndamms auf der Höhe der Trullmühle nach Süden zu. Bald darauf sieht man auf den Höhen von Botfalu unsere Artillerie sich der rechten Flanke des Gegners nähern.

Der hereinbrechende Abend hüllt das Kampffeld in Dunkelheit. Er stellt den Gegner vor eine kurze schwere Entscheidung. Soll er morgen den Kampf gegen diese Artillerie noch einmal wagen? Wie soll er sich gegen die neuen Kräfte wehren? Die Entscheidung ist bald gefallen. Unter dem Eindruck dieses Tages baut der Gegner auf der ganzen Linie ab. Im Verfolgungsfeuer unserer Geschütze, das nach wie vor auf den beiden großen Straßen nach Süden liegt, eilen seine Regimenter in die Berge. Dank unserer Artillerie ist die Schlacht mit geringen Verlusten gewonnen. Unser rechter Flügel ist längst in Kronstadt. Morgen ziehen auch wir ein.

Im befreiten Kronstadt

Kronstadt, 9. Oktober 1916.

Nächtliche Ankunft. Leere Straßen. Zerschlagene Fensterscheiben. Johlende Soldaten. Abgerissene Maueranschläge. Ein dunkler Marktplatz mit dem langen Scheinwerferkegel eines zitternden Kraftwagens. Fast wie vor einem Jahre, als wir in Belgrad einzogen.

Aber am andern Morgen in der Sonne aus allen Fenstern bunte Fahnen, in der Straße alte Giebelhäuser, Reste von Stadtmauern, Tore mit alten Inschriften — alles am Fuß der Berge, in die Berge geschoben, an den Bergen auffriechend — und die Berge voll Wald wie in Heidelberg. Und alle Menschen grüßen. Der Schuster — das Ladenfräulein — der Gymnasiast. Im Kronengasthaus, dessen Fenster die abziehenden Rumänen mutwillig zerschossen, läßt eine alte Dame ein paar deutschen Offizieren ein eigenes Gedicht überreichen. Eine andere drückt uns in einem Buchladen plötzlich ergriffen Schokolade in die Hand. Puff und Scheer, die schlesischen Ordonnanzen,

bekommen in ihrem Quartier von der sächsischen Briefträgersgattin das schönste Essen umsonst. Die Leute sind in einem Taumel. Und mancher arme Teufel besteckt seinen schäbigen Rock mit einem halben Dutzend Nationalschnallen.

In den Straßen alle Ladeninhaber in der offenen Tür. Die vielen Photographen wechseln ihre Auslagen. Wo vier Wochen lang rumänische Krieger in heldischer Haltung paradierten, erscheinen jetzt wieder ungarische und deutsche Uniformen. Der alte Gehilfe entwickelt unsere deutschen Einzugsfilme wie vor einem Monat die des Gegners. Der Friseur hängt die neue k. k. Standrechtskundmachung an derselben Stelle seines Ladens auf, von wo er vorgestern nacht die rumänische mit so resoluter Geste entfernt hat. Die Zeitungsjungen schreien ein Kronstädter Blatt aus, das nichts als die Meldungen unseres schweren Funkendienstes enthält. Vor drei Tagen boten dieselben Burschen die Siegesmeldungen der Entente aus. Überall ein plötzlicher Geleisewechsel, ein großes Reinmachen. Aber nicht zu schnell. Das Glas der zerbrochenen Scheiben liegt tagelang auf dem Bürgersteig. Langsam verschwinden die Toten am Bahnhof in der Erde. Und die madjarischen Firmenschilder sind noch immer schwarz überschmiert. Von den deutschen hat der rumänische Stadtkommandant merkwürdigerweise viele unbehelligt gelassen.

Beim Bürgermeister, beim Stationskommando, bei allen Behörden ein Kommen und Gehen. Jeder hat einen Schaden anzumelden. Da ist ein Tausendkronenteppich beim Antiquar Rosner gestohlen. Ein rumänischer Hauptmann hat ihn für sich beschlagnahmt und keinen Pfennig dafür gezahlt. Da sind zwei Mädchen aus der Neustadt beinahe vergewaltigt worden, und nur das Versteck einer guten, alten Tante hat sie gerettet. Ein ganzes Lager von Bureaumöbeln ist ohne Requisitionsschein abgeschleppt und liegt auf dem Bahnhof. Kann der Besitzer es ohne weiteres zurückholen lassen? Die Angehörigen zweier von betrunkenen rumänischen Soldaten erschlagenen Magyaren bitten um Sühne. Eine Näherin aus der Zwirngasse will von den Rumänen als Kugelfang vor den Soldaten hergeführt worden sein. Tausend mögliche und unmögliche Klagen und Forderungen schwirren durcheinander.

Daneben geht ein Raunen und Flüstern durch die Häuser — ein Zwinkern mit den Augen. Einer hat den Kaufmann P. nachts mit rumänischen Offizieren in der Krone trinken sehen. Ein anderer hat gehört, wie der Doktor L. dem rumänischen General einen Weg durchs Gebirge verriet — er hat ihm sogar auf einer großen grünen Karte genau den Weg gezeigt. Und was hatte Fehery Sandor am Morgen des 6. Oktober mit dem rumänischen Automobil in Sankt Peter zu tun? Ein Raunen und Flüstern auch unter den Mädchen und Frauen. Die fesche Rosika aus der Klostergasse ist mit einem feindlichen Oberleutnant zweimal oben im Stadtwald gesehen worden. Bei der Frau des Advokaten S. haben tagelang zwei allzu fesche rumänische Flieger

gewohnt. Und vieles andere kann man jetzt offen sagen, was man furchtsam und doch empört bisher bei sich behielt.

Aber am heftigsten regnen die Vorwürfe auf die walachischen Mitbewohner herab. Die reichen Kronstädter Rumänen sind fast alle mit den Soldaten hinüber ins Königreich geflohen. Aber von den armen sitzen die meisten in ihren Hütten der Oberstadt über der orthodoxen Kirche, die die Zarin Elisabeth vor 150 Jahren wohltätig erneuern ließ. Sie wagen das Haus kaum zu verlassen. Ihre Läden lassen sie geschlossen. Sie zittern, wenn man mit ihnen spricht. Alles schilt auf ihre Frechheit in den Tagen der Okkupation. Einige sollen sächsische Frauen gezwungen haben, ihnen die Hand zu küssen. Walachische Weiber haben die rumänischen Soldaten, die bei ihnen einquartiert waren, aufgehetzt, in die Häuser der deutschen Herrschaften zu gehen und dort Spiegel, Kleider und gute Seide für sie zu stehlen. Und in den Tagen der Schlacht, als die Einwohner jedem rumänischen Soldaten auf zehn Schritt aus dem Wege bleiben mußten, soll ein walachischer Fleischbeschauer einen unserer verwundeten Soldaten tückisch erschlagen haben.

Das alles wird gesammelt und geprüft. Einige Walachen hängen schon am Galgen. Andere werden zwischen Bajonetten abgeführt. Geplündert müssen sie kräftig haben. Denn an einer Straßenecke flattert heute noch ein rumänischer Befehl, der bei Todesstrafe die Ablieferung alles geplünderten Eigentums auf der Stadtkommandantur anordnet.

Die Häuser der inneren Stadt haben wenig Schaden genommen. Hundert zersprungene Fensterscheiben. Ein paar kleine Brände. Die Leute jammern über den Schaden. Und über den Schrecken, den sie in den Kellern während der Kanonade ausgestanden haben. Aber man ist abgehärtet, wenn man aus Frankreich kommt. Ein alter Kellner weint in Erinnerung an ein furchtbares Schrapnell, das über sein Hotel ging und zwei Straßen weit von ihm platzte. Schwer haben die Fabriken gelitten. Was noch steht, ist leer. Eine Maschinenfabrik völlig abmontiert. Eine Bierbrauerei, eine Tuchfabrik verbrannt. Große Lager von Kronstädter Tuch sind requiriert oder einfach abgeschleppt. Die Petroleumraffinerie bei Bertalon ist in die Luft geflogen. Am Bahnhof die Spadiumfabrik ein rauchendes Trümmerfeld, das noch heute die ganze Stadt verpestet. Hier und im ganzen weiten Burzenländer Becken ist der Schaden groß. Aber er ist zu heilen. Und die Klagen über das gestohlene Eigentum verstummen in der Freude, daß so wenig Häuser verbrannt und daß mit der festen deutsch-ungarischen Soldatenmauer an der Grenze wieder Gesetz und Arbeit in das Land zieht.

Der „Burzenländer Hof" ist in Kronstadt das Gasthaus der sächsischen Bauern. Ein Gasthaus wie in Erlangen oder im Schwarzwald. Hier gibt es Bier, und hier sitzen unsere Soldaten auf denselben Bänken, auf denen vorgestern noch die Landarbeiter von der Moldau

als Sieger tranken. Dieselben Ungarmädchen bedienen sie. Die Kanoniere singen jeden Abend, bis das Faß leer ist. Aber die schlanke, schwarze Tochter des Sachsenwirtes ist immer gleich kühl, gleich stolz und abwehrend, ob der Rumäne oder der Deutsche ihr sagt, wie schön sie ist.

Im „Burzenländer Hof" sitzen drei Sachsen aus St. Peter. Ein Schuster und zwei Bauern. Im schwarzen Anzug, schwarzen Hut und hohen Stiefeln. Nachdenkliche, tüchtige, fromme Männer. Sie haben die Schlacht von Kronstadt in dem umkämpften Dorfe selber mitgemacht. Sie haben in den Kellern gesessen und die Einschläge verfolgt. Manchmal sind sie herausgekrochen und haben genau gesehen, wo die deutschen Batterien im Norden stehen. Dann haben sie innerlich gedacht: O, wenn die Deutschen doch mehr nach links hinüberschössen! Teils, weil ihre Häuser dann nicht mehr gefährdet waren, teils aber auch, damit es mitten in die rumänischen Batterien einschlüge. Dann haben sie den deutschen Flieger am Sonntag vormittag beobachtet. Und sofort bemerkt, wie die Linie der Schußrichtung durch ihn sich änderte. Ihre Häuser waren nun außer Gefahr. Aber zwei Rumänenhöfe hat es gepackt. Dann sind die Rumänen abgebogen in dicken Kolonnen über die Felder nach Tatrang zu. Sie haben Hunderte von Rindern mitgeschleppt, und wieder hat sich der eine der Bauern gedacht: O, wenn ich ein Vögelein wäre! Und dem deutschen General jetzt sagen könnte, wohin er schießen muß. Dann sind alle gefangen oder tot. Aber die Deutschen kamen erst später... Die Männer aus St. Peter sind nach Kronstadt gekommen, um Soldaten zu holen. Die Soldaten sollen ihnen beistehen, den Walachen das gestohlene Eigentum wieder abzunehmen. „Wir haben jahrelang in Frieden mit ihnen gelebt" — sagt der Schuster von den Walachen, „aber als die rumänischen Soldaten ankamen und sie die Flugblätter verteilten: „An die rumänischen Brüder!" — da wurden alle Walachen verrückt. Mit Hilfe der Soldaten holten sie sich von unsern Höfen, was sie wollten."

Draußen auf dem Hofe stehen die Wagen der drei Männer und warten. In der Schwemme sitzen ihre Knechte — ein paar alte Walachen. Die Frauen haben in der Hirschengasse eingekauft und holen die Männer ab. Ihre schwieligen Fäuste halten lange die unsrigen gedrückt, während sie Abschied nehmen. Ein merkwürdiges Geschlecht, das hier in der ständig wachsenden Walachenflut sein Volkstum seit 600 Jahren so kräftig weiterentwickelt. Und das sein Schicksal freiwillig an das der bunten Monarchie geknüpft hat. Dieser deutsche Schuster, dessen Vorfahren zwischen Köln und Mosel saßen, hat drei Söhne, die in den Karpathenkämpfen „vermißt" sind. Und von dem vierten seit Ende Juni keine Nachricht.

Das befreite Kronstadt liegt vom Bergwald oben wie Heidelberg zu unsern Füßen. Auf den breiten Promenadenwegen erinnert hier und da ein Einschlag, ein weggeworfener Tornister noch an den eben

beendeten Kampf. Wenn man die weite Burzenländer Ebene, auf der wir anmarschierten, im klaren Mittagslicht jetzt vor sich sieht, dann versteht man kaum, wie leicht uns diese Schlacht gemacht ward. Warum hat von diesen idealen Beobachtungsposten aus kein feindlicher Artillerist sein Feuer gelenkt? Statt auf unsern Gefechtsstand nördlich Trullmühle schossen sie auf ein paar galoppierende Pferde im Feld. Zum Greifen deutlich liegt von hier aus die Vierstraßenkreuzung mit ihren Pappelbäumen, mit ihrem Wirtshaus, auf dessen Balkon die zehn Scherenfernrohre standen — zum Greifen deutlich liegen die Felder des rumänischen Angriffs westlich St. Peter da — der bedrohte Bahndamm, unser beschädigtes Flugzeug, das Kohlfeld, aus dem unsere Langrohrkanonen feuerten — alles gedrängt nebeneinander, ein Spielzeug für die Artillerie. Auf den Feldern liegen noch dunkle Punkte — die letzten Toten. Aber neben den Toten lenken die Frauen von St. Peter schon wieder den Pflug.

Nach der Schlacht

Kronstadt, 11. Oktober 1916.

An der Westfront gibt es kein Schlachtfeld. Dies Wort ist zu dünn für die wandernde Erde zwischen Fleury und Thiaumont. Nur die Feldschlacht hat ein Schlachtfeld.

In Siebenbürgen sind viele Schlachtfelder. Das Becken von Nagy Talmasch. Die Höhen von Alt-Sinka. Am Tage nach der Schlacht von Alt-Sinka ritt der siegreiche General zwischen den toten Rumänen über das Schlachtfeld. Und im Morgengrauen schlichen Walachenweiber heimlich um die Leichen, Beute zu machen. Das Schlachtfeld von Kronstadt. Sonntag mittag sahen wir vom Gefechtsstand im Wirtshaus nördlich Trullmühle, wie ein rumänischer Angriff auf den Maisfeldern westlich St. Peter in unserm Sperrfeuer zusammenbrach. Wir sahen die blauen Rumänen springen, sich ducken, laufen — die schwarzen Erdfontänen unserer Haubitzeinschläge — sahen die Rumänen fallen, taumeln, ihre Reste zurückeilen. Heute, 48 Stunden später, stehen wir an diesem selben Maisfeld. Die Toten liegen in der glühenden Sonne zwischen den dunklen Trichtern. Sanitäter streifen umher mit Tragbahren und schnuppernden Schäferhunden. Hier und da noch ein Röchelnder, ein Lebender, der gerettet sein will. Die Kanoniere schleppen die erbeuteten Geschütze ab. Der Bauer besieht den Schaden in seinen Äckern. Alles ist vorbei. Die fechtende Truppe längst weit vorn. Das ist ein Schlachtfeld.

Da liegt das deutsche Flugzeug, das Sonntag morgen zwischen den beiden vordersten Linien notlandete. Mit zersplittertem Propeller, gebrochenen Flügeln — sonst aber heil. Der junge Feldwebel, der es so sicher zur Erde lenkte, der sich im Feuer des Gegners mit den wert-

vollsten Teilen des Apparats zu den Unsern durchschlug, steht daneben und besieht den Schaden. Da drüben lagen die Rumänen und hier unsere Leute. Auf diesem gelben Stoppelfelde wogte der Kampf um die Leiche des Flugzeuges hin und her.

Abgerissene Schädeldecken, zerfetzte Rücken, innerlich Verblutete — und zwischen all diesen bleichen, gelben, wächsernen Rumänenfiguren plötzlich ein rosiges Gesicht, ein Schlafender, ein Lebender, der atmet und sich bewegt. Der Mann hat ein zerschmettertes Bein. Seit Sonntag liegt er hier. Ein deutschsprechender Bukarester. Der Sanitäter flößt ihm Kaffee ein. Er redet. Er phantasiert — über ein Flugzeug, das vom Himmel kam — und über ihren Angriff, der so schön gewesen sei. Aber er schimpft auf die Rumänen, bei denen nichts in Ordnung sei, besonders auf die Flugzeugtechniker der Rumänen schilt er. Der Mann ist Mechaniker und hat bei Bosch in Stuttgart gelernt. Wir rauchen eine Zigarette an und stecken sie ihm in den Mund. Zwieback hat er noch neben sich liegen. Bald wird ein Bauernwagen kommen und ihn holen — sagt der Sanitäter.

Hier ist der Bahndamm von Földwar nach Kronstadt, auf dem die Rumänen noch am Sonntag nachmittag wieder vorzustoßen versuchten. Hier haben sie sich ihre kleinen Löcher gebuddelt — hastige Lehrlingsarbeit — von Angst gejagt. Da stehen noch zwei ihrer Maschinengewehre im Kukuruzbusch. Und da und da und da — die Toten in der blauen, neuen Uniform — wie Puppen — manche mit gefalteten Händen, die meisten ohne Verzerrung auf ihren Gesichtern. Dies ist das Feld, auf dem am Sonntagnachmittag unser gutes Schrapnellfeuer lag. Die ganze Reihe der Scherenfernrohre auf dem Balkon des Wirtshauses bewunderte dieses Feuer. Und einer nach dem andern sagte: „Famos!"

Am Bahndamm ein kleines Rumänengehöft. Der Besitzer ist geflohen. Ein Bauer mit seiner Frau besorgen die Wirtschaft. In der niedrigen Stube hängen gelbe Maiskolben unter der Decke, rote Paprikaschoten trocknen über dem Ofen und die Tomaten reifen im Fenster nach. Zwei badische Sanitäter sind eingekehrt und sitzen bei Milch und Brot am Tisch. Der Walache rennt ängstlich hin und her. Jedesmal, wenn wir von den Rumänen reden, zittert er und schwört, daß er keinen versteckt habe. Draußen bellt der Hofhund. Die Sanitäter sind auf Patrouille. Sie haben seit heute früh über 12 Verwundete gefunden — verstreut im Busch — mit Hilfe des Hundes. Alle lagen über zwei Tage in ihrem Blute. Ihr Hund sitzt aufrecht neben ihnen und rührt sich nicht.

Über St. Peter wandern wir nach der Wiese, auf der die verlassenen Batterien stehen. Drei Batterien. Jede manövermäßig aufgefahren. Nur ein einziges Geschütz ist am Rohr zerschlagen. Sonst alle heil. Nicht ein einziger Verschluß fehlt; alle tragen den Namen Krupp und in jedes Rohr ist der Buchstabe Carols des Ersten gegraben. Kaum ein Toter bei den Geschützen, aber ringsherum Einschläge.

Die Munitionskästen stehen gefüllt — mit Granaten — roten und blauen.

Ein paar hundert Meter hinter den unversehrten Batterien stehen die zerschossenen Protzen. Hier hat ein Volltreffer neben dem andern Furchtbares angerichtet. Zerrissene Pferdekadaver, auf denen Hunderte von gelben Schmeißfliegen hocken. Ein Gewirr von Pferdebeinen, aus denen ein Kopf guckt — nicht zu enträtseln. Radlose Karren, die auf die Seite geworfen; fortgeschleuderte Fahrer, die durch den Luftdruck getötet sind. Die Fahrermannschaft einer Batterie hatte sich hinter einem großen Heuschober in Deckung gebracht; aber gerade in diesen hatte ein Volltreffer geschlagen und Menschen, Pferde und Wagen zerrissen. Jetzt weiß man, warum die Rumänen ihre Batterien nicht fortschaffen konnten.

Von Spaszhermany kommt ein Trupp Gefangener. Sie sind in den Wäldern aufgegriffen, die östlich von St. Peter liegen. Ein Offizier dabei, der überschneidig grüßt. Die Leute marschieren an ihren Toten vorbei — an ihren Geschützen, auf die sie verstohlene Blicke werfen. Ihr Regiment lag vierzehn Tage in Kronstadt; sie gingen als Sieger durch die Straßen, wie wir in Brüssel. Mehr noch — als Befreier. Jetzt ziehen sie zwischen ihren toten Brüdern durch die rauchenden Fabriktrümmer am Bahnhof in die Stadt, über welcher die blau-roten Fahnen Siebenbürgens wehen. Der kurze Traum der Roumania Mare, der Erlösung Siebenbürgens, ist ausgeträumt.

Vom Bahnhof wälzt sich Rauch und Gestank über das ganze Stadtgebiet. Die abgebrannte Knochenmühle schwelt in ihren glühenden Resten. Angekohlte Rinderhäute rauchen zwischen den kahlen Brandmauern. Auf den Schienen ausgebrannte Proviantwagen, rumänische, ungarische. Einer aus Regensburg, grün mit blauweißem Bayernwappen. Einer gefüllt mit Konservenbüchsen, die, leergedörrt, schwarz, eine über der andern stehen. Aber auch Hunderte von Wagen, unbeschädigt, gefüllt mit willkommenem Hafer, Brot, Fleisch und Zucker. Und dann die berüchtigten Beutewagen, die allmählich zu einer rumänischen Spezialität werden, und gerade in dem vielen Plunder, den sie neben Wertsachen bergen, die Schäbigkeit dieses letzten Feindes offenbaren. Da sind Wagen mit elenden gebrauchten Waschtoiletten, Bureaumöbeln, Phonographen, Spiegeln, mäßigen Teppichen. Vielleicht ist das Wertvollste schon abtransportiert. Diese Wagen reihen sich den Offizierskoffern vom Rotenturmpaß mit ihrem erbeuteten Plunder aus den siebenbürgischen Dörfern südlich Hermannstadt würdig an.

Gegen die Stadt zu mehren sich wieder die Toten. An der Straße vom Bahnhof nach Bertalan das erste deutsche Grab. Zwei Tage alt. Und schon ein grüner Rasen — blühende Blumen — drei Kreuze mit Inschrift, ein Gitter, alles unter Bäumen, wie gepflegt von liebenden Frauen. Neben der neuen Infanteriekaserne noch alles unaufgeräumt. Rumänen, Honveds und Deutsche durcheinander. Hier

tobte das erste Gefecht im Bereich der Stadt — am Samstag abend, als die Spitze unserer Mittelgruppe die Stadt schon erreicht hatte, die beiden Flügel aber noch weit zurücklagen. Jetzt werden die Toten begraben. Ein Honved liegt mit blutüberströmtem Gesicht allein. Um das Gesicht haben Kameraden ihm einen grünen Kranz gewunden.

Nun sind wir in der Vorstadt, auf der breiten ratternden Kolonnenstraße, die nach Bertalan führt. Die Fahnen fangen an. Die alten Häuser. Die fröhlichen Gesichter der Menschen, die sinnlos freundlich jeden grüßen. Aber nun kommt das Grauenhafteste dieses ganzen Kronstädter Schlachtfeldes, etwas Erschütterndes: die tote Schützenlinie am Bahnhof Bertalan.

Da hatte sich eine rumänische Kompagnie im Graben der Straße eingebuddelt, das Gesicht nach Norden, woher unser Angriff vermutet werden mußte. 150 junge Menschen. Neben sich Munition und Mundvorrat. Einer lag neben dem andern. Sie lagen sorglos. Denn unsere Linie war noch weit ab. Sie hatten ein Maschinengewehr bei sich und waren durch die Böschung des Grabens gut gedeckt.

In ihrer linken Flanke lag die große Heerstraße und jenseits dieser eine Fabrik oder ein Bahnhofsgebäude — ein rotes Haus mit Fenstern nach der Straße, aus denen man die ganze Kompagnie der Länge nach übersah — 300 Meter lebendiger, sorgloser Menschen.

Sie waren wirklich leichtsinnig — diese kleinen Kerle, die seit fünf Wochen Krieg führten. Sie merkten nicht, daß es in der Fabrik links plötzlich lebendig ward. Eine Patrouille kam, spähte und verschwand. Während die Kompagnie nichts ahnend vor sich ins Dunkel starrte, wurden eilig, leise zwei Maschinengewehre von hinten herum in die Fabrik geschleppt. Die Schützen stellten sich auf. Nichts rührte sich im Graben. Feuer! Plötzlich takten die beiden Gewehre los. Sie strichen die dunkle Reihe im Graben ab. Einmal, zweimal. Ein Schrei, ein Stöhnen, ein Wimmern. Ganze zwei Menschen konnten sich erheben und versuchten, zu fliehen. Sie wurden drei Schritt neben dem Graben umgelegt. Alle andern wälzten sich in ihrem Blute. 150 Menschen waren nach einer Minute tot.

Diese tote Schützenlinie liegt hier draußen im Staube der Heerstraße, während in der Stadt die Glocken den Jubel der Befreiten läuten. Neugierige Soldaten wandern zwischen ihnen her. Von den Kolonnenwagen recken sich die Hälse. Ein paar Bürger der Stadt stehen abseits. 150 in einer Reihe. Viele von mehreren Kugeln durch und durch geschossen. Und die zwei Flüchtenden drüben auf der andern Straßenseite wie gepurzelte Hasen übereinander gestolpert. 150 in einer Reihe. Alle tot. Und jeder besonders tot. Mit einem besonderen Schrecken, einer besonderen Geste des Staunens, der Bestürzung, des Schmerzes. Einer mit nach oben geballten Fäusten, einer mit der Hand in seinem Gehirn. So liegen sie am Rande dieser schönen Bergstadt, die in ihren armen Gedanken vier Wochen lang auch ihnen gehörte.

Im Tömöspaß

Vor Predeal, im Oktober 1916.

Sieben Kilometer südöstlich Kronstadt zweigt die Paßstraße von Tömös ins Gebirge ab. Die mittlere und wichtigste der drei Straßen von Kronstadt nach Rumänien. Steile Waldhänge rechts und links — von dunklen Tannen, aus denen Birken mit weißen Stämmen und gelbem Herbstlaub leuchten. Rechts von der Straße die Bahn, die der Schnellzug fuhr und bald wieder fahren wird. Frische Sprengungen am Bahnkörper. Deutsche Eisenbahner hämmern an den Brücken. Immer dicht hinter der fechtenden Truppe her. Sie und die Fernsprecher. In einem Dorfe bei Kronstadt zogen die Fernsprecher vor unserer Infanterie als Sieger ein.

Links ein alter Kupferhammer. Rechts eine ausgebrannte Tuchfabrik. Eine verlassene Sommerfrische: „Marienhof". Unendliche Wälder vor und hinter uns — duftend, lockend, glühend — Friedenswälder. Und jetzt der erste Schuß im Tal — polternd, gurgelnd, heulend — ein klapperndes Echo hinterdrein. Eisenbahnstation Tömös.

Auf der Artilleriebeobachtung. An einem steilen Tannenhang. So hoch, daß die Flachbahngeschosse dicht über unseren Köpfen zu flattern scheinen. Zwischen abgehauenen Tannen ein kleiner Durchblick — ein Scherenfernrohr — ein Mann an der Erde mit Telephon. Starker Tannengeruch. Und dicht vor uns in der schmalen Lichtung aus waldigen Schluchten aufsteigend der rumänische Grenzkamm, der Sattel-einschnitt von Tömös und im Einschnitt — Predeal. Es sind die ersten Häuser der ersten rumänischen Stadt. Sommervillen. Ein rotes Dach. Eine Brandruine. Etwas Quadratisches, Grünes, wie ein überwachsenes Erdwerk, leuchtet in der Sonne. Zwischen den Häusern kriecht die gelbe Paßstraße hin, die in Windungen rechts aus den Schluchten steigt. Noch wird Predeal von den Rumänen gehalten.

Aus dem Tale donnern Gebirgshaubitzen herauf, Langkanonen und Mörser. Die ganze Musik von Kronstadt. Wir erkennen die einzelnen Batterien vom Gefechtsstand Trullmühle wieder. Ab und zu pflügt eine jener schweren Haubitzen über uns hinweg in die südlichen Hänge des Grates.

Seit gestern ist der Grat unser. Die steile Höhe des Csaplyat dort links von Predeal mit den zwei Bürstenbäumen auf ihrer Kuppe wurde von deutschen Bataillonen gestürmt. Eine tüchtige Leistung. Es war der letzte Quadratkilometer siebenbürgischen Bodens, den der Gegner hier verteidigte — zäh und wütend — immer zäher werdend, je mehr wir uns seinem heimatlichen Boden nähern. Es war ein regelrechter Sturm mit langer Artillerievorbereitung. Unsere eben angekommenen Leute drangen rücksichtslos in spitzem Keil bis oben auf die höchste Höhe des Grates. Von da an rollten sie die rumänische Linie nach links und rechts von oben nach unten auf. Jetzt sitzen sie auf dem schmalen Kamm und lugen nach Rumänien hinein. Man

sieht ihre Bajonette blitzen, sieht sie graben, hin und her gehen und die alten Drahtverhaue des Gegners nach der anderen Seite umbauen.

Die Waldschluchten zwischen dem Csaplyat und Predeal sind noch voll von Rumänen. Helles Gewehrgeknatter in den Schluchten. Eine deutsche Patrouille tritt aus einem Walde, steht zwei Minuten und verschwindet. Auch in den Wäldern rechts von Predeal, da, wo in der Ferne die grauen Silhouetten des Bucegiul aufsteigen, kämpft unsere Infanterie. Dumpfes Klackern von Maschinengewehren. Zwischen den Häusern von Predeal leichte Bewegungen feindlicher Infanterie.

Der Rumäne hat nicht viel Artillerie. Aber in den Bergwäldern von Tömös kann er sie gut verstecken. Seit zwei Tagen schießt er uns mit einer Kanonenbatterie von rechts in die Flanke. Er tut uns nichts. Aber die Batterie ist nicht zu finden. Und dabei gieren viele dicke, kurze Rohre im Tal, sie zu erledigen.

Eine schwere Granate schlägt in Predeal ein und wirft einen dicken, schwarzen Strahl von Erde über die leuchtenden Häuser. Eine zweite daneben. Eine dritte. Plötzlich verdunkelt sich das Häuserbild der Stadt — in grauen, schwarzen, gelben Wolken, die aus dem Boden spritzen. Unaufhörlich jaulen und heulen die Bogen aus dem Tale hinüber in die Stadt. Die Häuser von Predeal — ein brodelnder Rauchkessel. Fünf Minuten lang — dann erstirbt allmählich der Lärm. Der Rauch verzieht sich. Die ganze Stadt muß verschwunden sein. Aber ein Haus nach dem anderen tritt hervor — bald liegt die Villenvorstadt wieder freundlich in der Höhensonne. Nur das rote Dach ist verschwunden. Das Feuer lag dicht vor den Häusern — scheinbar auf jenem grünen Fleck, der wie eine Feldschanze aussieht.

Das Feuer auf Predeal geht unsere Batterie nichts an. Unser Hauptmann schießt unentwegt auf die südlichen Hänge. Ein zweiter Beobachter rechts auf den Bergen korrigiert ihn. Andauernd quäkt das Telephon. Richtung A. Libelle 53. Erstes Geschütz wie vorher. Das zweite eins niedriger. Die anderen wie angesagt. Schluß! Abgefeuert! 4 Kilometer hoch wühlen sich die Geschosse. Nach 30 Sekunden schlagen sie ein.

Verstärktes Gewehrfeuer aus den Waldschluchten jenseits der Bahn. Einzelfeuer. Schnellfeuer. Wieder Maschinengewehre dazwischen. Ein Sturm auf Predeal? Ein Säuberungsgefecht im Walde? Der Hauptmann weiß nichts. „Sicher nichts Wichtiges," sagt der Hauptmann. Und dabei klackert und hämmert es unaufhörlich aus den Wäldern. Sicher nichts Wichtiges. Niemals wird von diesen kleinen, blutigen Waldgefechten tief im Passe etwas geredet oder geschrieben werden. Kaum wird der gestrige Sturm auf den Csaplyat die hungrige Welt dahinten beschäftigen. Nichts Wichtiges. Wie mühvoll schwer und langsam ist auch der Eilmarsch dieser Sturmschar Falkenhayns — in Tag und Stunde, im einzelnen, und von innen gesehen.

Nachmittags bei einer anderen Batterie. Im Tal bei der Feuerstellung. Die Batterie schießt direkt. Auf einer gelben, baumlosen Kuppe hinter dem Draht ist soeben eine feindliche Beobachtung erkannt. Das Einschießen im Gebirge ist doppelt schwer. Aber die Batterie hat ihren Beobachter vorn oben auf dem Grat. Sie spricht mit ihm. Er winkt mit dem weißen Taschentuch. Nach sechs Schüssen sitzt der erste Treffer mitten über der Kuppe.

Mit welcher Freude alles an der Arbeit ist. Vor acht Wochen vielleicht noch um Verdun. Unter niedriggehenden feindlichen Artilleriefliegern. Im Regen des Trommelfeuers. In den quälenden Gasmasken. In einer toten Trichterwüste. Bei ewig gerissenen Strippen. Und nun hier am schönsten Waldrand von Siebenbürgen. Ohne Sorge, ohne Verluste. Das direkte Ziel vor sich. Ein herrliches Manöverschießen. Ein Krieg, wie der junge Kanonier sich ihn vorstellt.

Wir liegen zwischen den Kanonieren auf der sonnigen Wiese. Hier sind nicht die Kasematten von Douaumont. Der Schwede neben uns im Grase ausgestreckt erzählt von Bukarest. Von den Schwindeleien der Polizeikommissare und von dem schurkischen Wirt im „Kaiser Trajan", den er bald verprügeln will. Alles redet plötzlich von Bukarest — im Anblick der ersten rumänischen Stadt dort auf dem Sattel.

Da kommt ein verwundeter Leutnant die Straße herab. Es sind soeben Dobrudscha-Bulgaren gefangen genommen. Tüchtige, gehorsame Leute, die hier in Rumäniens Diensten tapfer gegen die Freunde ihres natürlichen Vaterlandes fochten. Gestern beim Sturm auf dem Grat in den ersten Waldbüschen — sie ließen sich von den Unseren lieber totschlagen als gefangen nehmen. Vier Mann bedienten zwei Böllerkanonen. Keiner „türmte". Alle schossen bis zum letzten Augenblick. Der Leutnant kommt mit Armschuß hoch oben vom Grat. Wie er erzählt, nennt er die Höhe vor uns eine Côte. So wandern Namen von Verdun bis Predeal.

Nach vierzehn Tagen

Kronstadt, 22. Oktober 1916.

Während vom Tömöser Paß über den Schuler herüber noch die Geschütze donnern, wird Kronstadt langsam wieder lebendig. Ein Laden nach dem andern zieht seine eisernen Vorhänge herauf. Flüchtlinge kommen mit den ersten überfüllten Eisenbahnzügen, auf Wagen und zu Fuß von weither an. Die Rumänen oben in der „Bulgarei" wagen sich wieder aus ihren roten, gelben, blauen Hütten heraus und blicken — weniger verschüchtert als in den ersten Tagen — den wunderlichen deutschen Lastautos nach, die durch ihre schmalen Gassen poltern. Ihre Popen lassen sich wieder auf dem Marktplatze blicken — mit den langen Bärten und den breiten roten Gürteln über dem Leibe. In den Kaffeehäusern taucht neben den Uniformen mehr und mehr der Bürger auf. Und der herbeigeeilte Abgeordnete sitzt im Kreise seiner Vertrauten am Honoratiorentisch und führt das große Wort.

Aus manchem Laden guckt noch die Fratze des rumänischen Erlösers durch die Scheiben. Eine zertrümmerte Statue von Beethoven in der Klostergasse. Ein marmorner Bismarck ohne Kopf. Manche Läden sind halbleer. Ein Pelzhändler am Markt zeigt jammernd seine Geschäftsbücher. Pelze von Kr. 800, Decken, Fußsäcke, Gummimäntel, alles den rumänischen Offizieren, manchmal große Auswahlsendungen, ins Haus gebracht ohne jede Bezahlung. Ein anderer in der Burzengasse ist schlauer gewesen und hat seine wertvollsten Stücke im Keller versteckt. Aus riesigen Weinfässern zieht er vor unseren Augen die schönsten Felle. Goldfuchs und Persianer, Wolf und Karakul, Biber und Opossum hervor. Pelze sind heute stark begehrt. Der Schuler liegt voll Schnee. Und ein eisiger Wind fegt über das Burzenland.

Nach 14 Tagen. Der Gestank von der schwelenden Knochenmühle am Bahnhof hat aufgehört. Trotzdem ziehen nachts verdächtige Gerüche über die Stadt. Noch immer verbrennen die Walachen heimlich die gestohlenen Sachen aus den Tagen der Okkupation. Die meisten freilich sind abgeliefert. Vor einigen Tagen kam der Befehl für Kronstadt und die umliegenden Dörfer: alle gestohlenen Gegenstände müßten bei schwerer Strafandrohung in den Kirchen deponiert werden. An einem Vormittage hatten sich verschiedene Gotteshäuser in wohlassortierte Warenhauslager verwandelt. Aber die Walachen sind Kinder. Gestern brachte der Südwind den Donner der Geschütze näher als sonst an die Stadt. Da schöpften sie Hoffnung, und das Abliefern hörte für einen Tag fast auf.

Die Stadt wird wieder lebendig. Aber sie zittert noch. Bei jedem Schuß, der durch die Berge herüberhallt, zittert sie. Und furchtsam nur löst der alte Kurator der Stadtpfarrkirche die rumänischen Siegel

von der Tür, hinter welcher die berühmten Teppiche von Kronstadt liegen. Diese Teppiche, Weihgeschenke der Kronstädter Kaufleute, wenn sie von ihren Reisen aus der Levante kamen, hingen jahrhundertelang in der Kirche am Markt. Unter Leitung eines Bukarester Sachverständigen wurden sie von den Rumänen sorgsam „registriert" und verwahrt. Und vielleicht ist nur das Tempo der Falkenhaynschen Heerschar schuld daran, daß sie heute noch in Kronstadts Mauern lagern. Sie waren überhaupt mitten im schönsten „Registrieren" drin, als wir kamen. Die Rumänen interessierten sich für alles, auch für die wertvollen Archive dieser Stadt, die mit ihrer sächsisch-rumänischen Vergangenheit an sich ein geschichtliches Monstrum ist — von den Tagen an, da sie durch den Deutschen Ritterorden gegründet wurde. Alle Urkunden durchstöberten sie. Sie hatten Professoren aus Bukarest und Jassy mitgebracht — aus jener französisch-rumänischen Historikerschule, die hier seit Jahrzehnten mit Eifer und Geschick die Dinge auf den Kopf stellt. Die wertvollsten slawischen Urkunden des Kronstädter Archivs hatten sie bereits nach Bukarest abtransportiert. Jetzt reist der Direktor der sächsisch-siebenbürgischen Archive im befreiten Lande umher. In Zeiden fand er alles unversehrt. Dort liegen die schönsten Urkunden aus der Zeit der Deutschritter, die von hier nach Preußen zogen. Sie gründeten sich dort oben ein neues Land und legten bei Danzig eine neue Marienburg an. Die alte und erste Marienburg ist eine kleine Landburg nördlich von Kronstadt. Sie hat vor 14 Tagen auf die deutsch-rumänische Schlacht herniedergeblickt.

Die Jugend von Kronstadt — die Sachsen und Magyaren — sammeln sich wieder in den Schulen. Mit den rumänischen Schulen wird es noch etwas dauern. Viele Lehrer des pomphaft gebauten rumänischen Gymnasiums sind mit dem Heere des Königs geflohen. Viele rumänische Eltern haben ihre Kinder mit auf die Flucht genommen. Die Schulen Kronstadts sind bewundernswert. Eine Nation hat die andere aufgestachelt. Auch um die Schulen haben sich die Rumänen in den Tagen der Okkupation intensiv bekümmert. Ein Studiendirektor aus Bukarest erschien hinter den Truppen und verfügte die radikalsten Anordnungen. Kein Wort magyarisch sollte in allen Schulen Kronstadts gelehrt werden. Keine ungarische Geschichte und Geographie. Dafür Geschichte und Geographie Groß-Rumäniens. Nur mit den Sachsen verfuhr man etwas glimpflicher. Aber in die Verhandlungen über Ausgestaltung der sächsischen Schulen hinein donnerten schon die Geschütze von Fogaras.

Die Stadt ist abends noch immer halbdunkel. Halbdunkel ist auch die Kirche, in der ein sächsischer Professor abends den Deutschen auf der berühmten Orgel von Kronstadt vorspielt. Zwei Kerzen nur erhellen spärlich den düsteren Raum der Kirche, die die größte gotische Ungarns ist. Von der Orgel herunter stürmen und säuseln Reger und Bach, Gluck und Händel auf uns ein. Die Orgel hat 2400 Pfeifen.

Vom Oberbefehlshaber bis zum Trainkutscher sitzt alles in andächtigem Zuhören. Aus den frommen Tönen steigt eine Sehnsucht — das alte Deutschland des Friedens — auf. Aber es kann geschehen, daß ein leise verklingendes Andante durch das schrille Trompetensignal aus der benachbarten Kaserne plötzlich und grausam unterbrochen wird. Dann weiß jeder wieder, was er für einen Augenblick vergaß, daß Krieg ist.

Vor 14 Tagen zogen wir in Kronstadt ein. Wieder ein Sonntag. Damals zitterten die Einwohner in ihren Kellern. Heute wandern auf der 900 Meter hohen „Zinne" über der Stadt unsere Soldaten mit den Männern und Frauen von Kronstadt spazieren. Sie stehen am Fuße des von den Rumänen gesprengten Milenniumdenkmals. Geisterwald, Burzenland, Tömöser Paß — die letzten großen Stationen der Befreiung Siebenbürgens liegen zu ihren Füßen. Da wird noch einmal der Gang der Schlacht erläutert. Die Glocken läuten aus den Tälern heraus, in denen die wachsende Stadt emporkriecht. Von der rumänischen Grenze treibt der Wind den Schall unserer Abschüsse herüber, die sich langsam entfernen.

„Die Adler flogen über die Karpathen!" Dies prahlerische Wort stand von großrumänischer Hand in eine Säule östlich Kronstadts gemeißelt, an welcher ein paar Tage später der Sohn Peter Carps von uns beerdigt wurde. Die Adler flogen. Aber nur vier Wochen lang. Dann flatterten sie scheu und im Dunkel der Nacht über die Berge zurück.

Kronstadt wird nicht rumänisch werden. Durch eine kurze heroische Kraftanstrengung ist der diebische Anschlag der Bukarester Minister gegen ein altes Kulturland, das den Donaufürstentümern jahrhundertelang die besten Menschen und Kräfte geliehen hat, vereitelt worden. Kronstadt wird die nationalen Spannungen innerhalb seiner Bürgerschaft — zwischen alten Rechten und jungen Ansprüchen — gerecht zu lösen wissen. Aber es wird das nur innerhalb des alten historischen Verbandes tun, in welchem es groß und zu einer Pforte des Orients geworden ist. Kronstadt wird unser bleiben. Dafür sorgen die Bataillone und Batterien, die seit 14 Tagen in den Grenzpässen kämpfen. Heute liegt Schnee in den Pässen. Alle Grenzsteine sind weiß verweht. Vom Schuler sieht man die rumänischen Berge wie eine Zuckerlandschaft unter sich. Aber es raucht aus den Pässen. Mündungsfeuer zucken durch den Winterabend. Leuchtkugeln erhellen die weißen Kuppen, auf denen dunkle Linien sich langsam fortbewegen. Und in der verlassenen Skihütte des Siebenbürgener Karpathenvereins liegen norddeutsche Landser um ihr Feuer und wärmen sich.

Die Einnahme Predeals

Armeeoberkommando Falkenhayn, 25. Oktober 1916.

Nachdem die deutsch-ungarischen Truppen am 13. Oktober auf dem Grenzgebiet östlich Predeal festen Fuß gefaßt hatten, rangen sie sich in harten, durch Schneefall und Kälte erschwerten Kämpfen allmählich nach Süden vor. Die rumänischen Berge überhöhen hier den Grenzgrat durchweg. Der Gegner leistete überall erbitterten Widerstand. So gelang es nur unter zahlreichen, erbitterten Berggefechten, eine Linie zu erreichen, aus der Predeal vom Osten her genommen werden konnte. Bis zum 22. hatte unsere Front südlich des Czaplyat eine starke Einbuchtung. An diesem Tage wurde durch Eroberung einer Höhe südlich des Grates unsere Frontlinie ausgeglichen. Dabei fielen einige hundert Gefangene in unsere Hand. Am 22. wurde Predeal vom Osten her über die Wiesen, durch welche die Grenze läuft, angegriffen. Nachmittags 3 Uhr war der Bahnhof in unserer Hand. Viele Häuser wurden hartnäckig verteidigt. Die letzten hielten sich am Südrand der Stadt noch bis in die Nacht. Sobald der Feind aus dieser seiner ersten eigenen Stadt verdrängt war, begann er sie heftig zu beschießen.

Trotzdem die rumänischen Gefangenen, aus vielen verschiedenen Regimentern stammend, einen ziemlich stupiden Eindruck machen, haben sie sich mit anerkennenswerter Tapferkeit geschlagen. Eine Maschinengewehrbedienung schoß bis zum letzten Schuß. Die Leute erklären, tagelang keine Verpflegung mehr erhalten zu haben. Die Haltung ihrer Offiziere schildern sie als feige.

Der Feind hält sich noch auf einigen Höhen westlich der Stadt.

In Predeal

Predeal, 25. Oktober 1916.

Es kann keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Rumänen die Paßhöhe von Predeal unter allen Umständen, auch mit den größten Verlusten, halten sollten. Das Befestigungssystem, das sich unsern siegreichen Truppen nach dem Einmarsch in die eroberte Stadt auf den benachbarten Höhen und Wäldern darbot, erinnert in seiner Ausgedehntheit und Solidität an gute Vorbilder des westlichen Grabenkrieges. In seiner Mitte lag ein geschickt ausgebautes Infanteriewerk, in dem sich der Feind trotz stärkster Beschießung bis zum letzten Augenblick halten konnte. Besonders gegen Osten, von wo der deutsch-ungarische Flankenangriff drohte, war unter Zuhilfenahme der dichten Tannenwälder Graben hinter Graben gezogen. Starke Drahthindernisse vervollständigten die Verteidigung. Auch gegen Umgehungen

von Osten waren vorsorgend starke Stellungen angelegt worden. Die Einnahme dieses umfangreichen Befestigungssystems von Predeal erfolgte mit geringen Verlusten und ist vor allem eine Leistung unserer Artillerie.

Auch das Bild, das diese zertrommelte Sattelstellung heute bietet, ruft die schlimmsten Bilder eroberter Grabenstellungen des Westens wach: Mit Wasser gefüllte Riesenkrater und Trichter neben Trichter vor den Stellungen. Verschüttete Gräben, aus denen die blutigen Reste zerfetzter und zerquetschter Rumänen ragen. Zersplitterte Gehölze. Vor und hinter den zusammengeschossenen Stellungen zahlreiche Tote, die dem schweren Feuer unserer Artillerie tapfer standhielten. Die letzten Kampftage und besonders die Straßenkämpfe des 23. haben das Nordviertel von Predeal fast vernichtet. Die zum Teil hocheleganten Villen der Bukarester Sommerfrischler sind öde Trümmerhaufen. Unter ihnen liegt die Villa Bratianus in Schutt und Asche. Um die große Bahnhofsanlage spielten sich am Spätnachmittag des 23. wütende Kämpfe ab. Die Gebäude sind total zerschossen. In den Speisesälen, aus denen Maschinengewehre feuerten, liegen die Toten umher. Aber auch in der weit auf dem Sattel sich hinbreitenden Stadt ist fast kein Haus unbeschädigt. Die Einrichtungen haben die rumänischen Soldaten zum großen Teil in ihre umliegenden Stellungen verschleppt.

Als ich heute in der toten Grenzstadt weilte, kämpften unsere Truppen schon weit im Süden der Stadt. In der letzten Woche haben sie nach beispiellosem Siegesmarsch den Krieg, nach welchem Rumänien lechzte, in seine eigenen Dörfer getragen.

Die Kämpfe um Predeal

Armeeoberkommando Falkenhayn, Oktober 1916.

Der Besitz der zierlichen Sommerfrische Predeal auf dem 1000 Meter hohen Tömöser Sattel ist zum Mittelpunkt hartnäckiger Gebirgskämpfe geworden, die sich über eine verhältnismäßig lange Zeit ausdehnten. Die Langsamkeit dieser Kämpfe ist vor allem aus den Schwierigkeiten des Terrains mit seinen immer erneuten Umgehungs- und Flankierungsmöglichkeiten zu erklären, daneben aus der Zähigkeit, mit welcher der numerisch starke Feind, auf gut ausgebaute Befestigungen sich stützend, unseren Einmarsch in sein Land zu verhindern strebte. Wie das Ziel dieser Kämpfe mehr als der Besitz des Städtchens Predeal war, so bedeutet auch sein Fall die erste große Niederlage der Rumänen auf diesem Kriegsschauplatze in ihrem eigenen Lande.

Zum Übergang nach Rumänien standen unseren Truppen südlich Kronstadt die oft genannten Pässe, der Altschanz-, der Tömöser- und der Törzburgerpaß, zur Verfügung. Mit dem Eindringen in sie be-

gannen die mannigfachen Schwierigkeiten des Gebirgskrieges. Zwischen der Altschanz- und der Tömösstraße z. B. liegen Gebirgsstöcke, die sich in einer Luftlinienlänge von 15 Kilometern bis über 2000 Meter Höhe erheben. Zwischen Tömös- und Törzburgpaß ist die Entfernung noch größer. Das Bucegiulgebirge steigt hier bis zu 2500 Meter auf. Schon der Weg bis zur Grenze war anstrengend und hat uns in einige kleine aber hartnäckige Waldgebirgsgefechte verwickelt. Jenseits der Grenze stießen unsere Truppen überall auf längst vorbereitete Stellungen. Der Gegner kannte hier jeden der überraschend gut ausgebauten Wege. Jeder Kilometer, den unsere Truppen im Tal vorrückten, brachte sie bedrohlichen Umfassungen nahe, denen durch langwierige Operationen auf den Höhen begegnet werden mußte. So lagen sie tagelang dicht vor den Häusern von Predeal. Der Ort stand so unter unserem Feuer, daß für die Rumänen sein Besitz immer schwieriger wurde. Für uns hatte er erst volle Bedeutung, wenn wir nicht nur die benachbarten Höhen besetzt, sondern auch in den Zwischengebirgen jede Umgehungsmöglichkeit dem Feinde verbaut hatten.

Das wald- und schluchtenreiche rumänische Grenzgebirge bietet natürlich nicht nur der Verteidigung Vorteile. Auch wir hatten die Möglichkeit, den Gegner durch Umgehungsmärsche aus seinen Stellungen heraus zu operieren. Die Schlacht bei Hermannstadt ist das klassische Beispiel für diesen Umfassungskrieg des Angreifers in den Waldkarpathen. Und gerade die hartnäckigen Kämpfe in den Kronstädter Pässen lassen die glänzende Leistung jener Schlacht noch einmal klar erkennen. Die Kämpfe bei Predeal spielten sich in weit kleinerem Maßstabe, aber nach derselben Idee ab. Der auf dem Tömöser Sattel zäh haltende Gegner wurde durch eine schwierige Umfassungsbewegung deutsch-ungarischer Truppen vom Sattel herunter nach Süden geworfen.

Bis zum 11. Oktober etwa hatten sich unsere Truppen von Dierste her durch den Tömöserpaß, entlang der Eisenbahn, bis hart an den Fuß des Grenzkamms geschoben. Der Grenzkamm, der die Wasserscheide zwischen Tömös und Prahova bildet, senkt sich in dem Sattel auf etwa tausend Meter herab. Auf diesem Sattel liegt zwischen Tannenwäldern Predeal. Steht man auf ungarischer Seite vor dem Sattel unten im Tal, so steigt rechts die Fahrstraße in zahlreichen Serpentinen durch Wald zum Sattel hinan. Die Eisenbahn wendet sich bei der Station Tömös links in ein Seitental, durchbricht weitausholend und immer steigend in zwei Tunnels die Berge und stößt dicht vor dem Eingang der Stadt mit der Fahrstraße auf dem Sattel wieder zusammen. Bis zu diesen Talgründen am Fuße des Sattels war der Marsch — abgesehen von den erwähnten Höhengefechten — fast ohne Widerstand vor sich gegangen. Auf der guten Straße war auch die verbündete Artillerie schnell nachgerückt.

Am 12. Oktober begann der artilleristische Angriff auf die Höhen östlich von Predeal. Hier läuft die Grenze von den Wiesen am Ost-

ausgang der Stadt zunächst auf den Csaplyat (1159 Meter), biegt von ihm südöstlich auf Höhe 1144 herab und steigt dann in gleicher Richtung bis zum Finanzwachthaus, das auf Höhe 1430 liegt.

Die Feuervorbereitung an diesem Tage war außerordentlich stark gewählt. Ein noch am selben Tage angesetzter Angriff auf den Csaplyat seitens verbündeter Truppen erreichte nicht ganz das Ziel. Aber am anderen Tage, am 13. Oktober, setzte ein schneidiger Angriff deutscher Infanteristen uns in den Besitz dieser zunächst wichtigsten Höhe. Der Feind leistete bis zum letzten Augenblick heftigen Widerstand. Dennoch gelang es uns, von der erstürmten Kuppe des Csaplyat aus noch an demselben Tage einen großen Teil des Grenzgrates rechts und links zu besetzen. Damit war die erste rumänische Mauer an dieser Stelle in unserer Hand.

Aber der Teilcharakter dieses Erfolges zeigte sich bald. Zunächst waren die waldigen Hänge und Schluchten westlich des Csaplyat noch im Besitz des Feindes geblieben. Erst in den folgenden Tagen konnten sie allmählich gesäubert werden. Am 17. Oktober lagen wir so dicht vor der Stadt, daß rumänische Infanteriebewegungen auf ihren Straßen durch unser Maschinengewehrfeuer niedergehalten werden konnten. Aber wichtiger waren die Schwierigkeiten, die das südwärts sich erhebende rumänische Gebirge unserem Vorrücken bot. Die zahlreichen Kuppen, die vor unseren Gräben auf dem Grat jetzt auftauchten, sind durchweg höher als der Csaplyat. So erheben sich zunächst hart an der Paßstraße auf rumänischer Seite zwei hochragende Gipfel. Sie stellten sich als stark besetzt heraus. Auf dem höheren südlichen Gipfel war eine feindliche Batterie in Stellung gebracht. Zwischen und hinter diesen Gipfeln wurden bald andauernd Bewegungen feindlicher Infanterie beobachtet, auf hohen Gebirgskolonnenstraßen, die scheinbar ganz neu angelegt worden waren. Diese beiden so besetzten Berge überhöhten sowohl den Sattel wie unsere bis dahin gewonnene Stellung. In derselben Weise wie hier wurde der Grenzgrat auch weiter östlich von rumänischen Kuppen beherrscht.

Dies alles legte den Gedanken nahe, in einer energischen Flankenbewegung vom östlich gewonnenen Grat aus die nächsten überhöhenden Kuppen zu nehmen und dann einschwenkend gegen Predeal von Osten vorzustoßen. Diese Flankenbewegung begann am 17. Oktober mit der Erstürmung eines der wichtigsten Gipfel. Den ganzen Vormittag legten unsere Batterien schweres Feuer auf den Berg, der bald in einer Rauchwolke brannte. Um 1 Uhr mittags griffen Honveds vom östlichen Grat aus an. Deutsche Kräfte unterstützten durch eine Umgehung mit folgendem Angriff von Süden aus. Gegen den zähen Widerstand des Gegners ward der Berg genommen. Einige hundert Gefangene blieben in unserer Hand.

In der Nacht zum 18. Oktober fiel der erste Schnee. Auf den weißen Kuppen boten sich die schwarzen Kolonnenstraßen und die besetzten Gräben der Artillerie noch deutlicher dar als vorher. Die be-

reits erwähnte Batterie auf dem Berge war mit bloßem Auge erkennbar. Aber der gleichzeitig einsetzende Frost schuf den Soldaten der ersten Linie hüben und drüben viele Beschwerden.

Am 18. Oktober wurde eine Höhe gesäubert, die, vom Grenzgrat nach Süden ausspringend, unsere Verbindung mit dem neugewonnenen Berggipfel störte. Deutsche Truppen hatten an diesem Sturm wiederum hervorragenden Anteil. Von der Höhe wurde der Feind westlich in eine Schlucht auf Predeal zu gedrückt. In dieser Schlucht wurden verschiedene Züge abgekniffen und gefangen genommen. Die Gefangenen machten beim Verhör einen recht zufriedenen Eindruck und kein Hehl daraus, daß sie sich schon am Vorabend vorgenommen hätten, bei der ersten Gelegenheit sich fangen zu lassen. Es waren deutschsprechende Leute unter ihnen, die zum ersten Male ein Gewehr handhabten und scheinbar Hals über Kopf von Bukarest in zwei Tagen an die bedrohte Grenze geworfen waren.

Gegen die gewonnene Stellung verstärkte sich der Widerstand des Feindes von Tag zu Tag. Er hatte anscheinend erkannt, daß seine Lage in der Stadt von Osten her bedroht war. Truppenbewegungen, die beobachtet wurden, zeigten, daß er seinen rechten Flügel andauernd stärkte und verlängerte. Seine artilleristische Gegenwehr wurde energischer. Am 20. Oktober steigerte sich sein Widerstand zu stürmischen Gegenangriffen auf der ganzen Linie. Alle diese Anstrengungen wurden durch unser Sperrfeuer niedergehalten. Der Gegner erlitt an diesem Tage schwere blutige Verluste.

Während dieser Seitenbewegungen auf unserem linken Flügel lag Predeal selber dauernd unter schwerem Feuer. Die Beschießung wehrloser Städte ist für keine Artillerie eine würdige Arbeit. Aber unsere Beobachtungen hatten zweifelsfrei ergeben — was die eingenommene Stadt bewies —, daß Predeal im Norden von einer dichten Kette besetzter Gräben umzäunt war, die sich am Nordwestausgang der Stadt zu einem regelrechten Infanteriestützpunkt verknoteten. Dazu schanzte der Feind unaufhörlich. Leergeschossene Gräben wurden sofort wieder besetzt. Die Drahthindernisse wurden nachts verstärkt. Predeal sollte offenbar unter allen Umständen — koste es, was es wolle — gehalten, die harmlose Sommerfrische zu einer regelrechten Feldschanze ausgebaut werden. Bei dieser Lage konnte auf die Wohnhäuser der längst von aller Zivilbevölkerung geräumten Stadt selbstverständlich keine Rücksicht genommen werden. Das Nordviertel Predeals sank von Tag zu Tag mehr zusammen. Aber die Besatzung hielt sich.

Am 23. Oktober war unsere linke Bergflanke so gesichert, daß endlich zum Sturm auf die befestigte Stadt geschritten werden konnte. Nach einer kurzen kräftigen Feuervorbereitung, die besonders auf das Infanteriewerk und die in den Tannenwäldern am östlichen Rand der Stadt neu entstandenen Gräben ging, stürmten deutsche und ungarische Truppen vom Csaplyat in südöstlicher Richtung auf den Bahndamm zu. Die Deutschen bildeten den linken Flügel. Dieser Flügel

holte zunächst ziemlich weit nach Osten aus, erreichte unter geschickter Benutzung einiger Waldfetzen den am Fuße des Südabhanges in einer Mulde gelegenen Meierhof und schwärmte von hier — rechts mit den Honveds Verbindung haltend — gegen die rumänischen Stellungen aus. Die Vorstellung wurde mühelos überrannt. Nach einer Pause, die noch einmal ein kurzes Artilleriefeuer auf die feindliche Hauptstellung brachte, wurde auch diese genommen. Dann ging es gegen den Tannenwald am Ostrand der Stadt, den der Feind mit Handgranaten verteidigte. Nachmittags um 3 Uhr war der Bahndamm erreicht. Das Bahnhofsgebäude war mit Maschinengewehren besetzt. Aus dem Speisesaal schoß ein Maschinengewehr, so daß eine Annäherung über den breiten völlig leeren Bahnkörper unmöglich war. Wieder mußte die Artillerie heran. Von Beobachtern geleitet, die kaum 200 Meter vom Bahnhofsgebäude entfernt lagen, schossen unsere weit unten im Tal stehenden Geschütze auf den Bahnhof und jeden Mann, der sich in seinem Umkreis bewegte. Mehrere Rumänen wurden durch dies gutgeleitete Feuer getötet, die übrigen allmählich mürbe gemacht. Gegen Abend rückte unsere Linie vor und stürmte den Bahnhof. Die Gewehrbedienungen verteidigten sich bis zum letzten Augenblick. Unterdessen hatten die Honveds das Nordviertel der Stadt genommen. Der letzte Widerstand des Infanteriewerks war gebrochen. Die Nacht brach herein. Aber nur Schritt für Schritt konnten wir auch am nächsten Tage in der weiteren Stadt vorrücken. Noch am Nachmittag hielten sich in den letzten südlichen Häusern der Stadt einige hartnäckige Gruppen. Erst in der Nacht zum 25. Oktober baute der Feind nach Süden ab.

Predeal war unser.

Die tote Sommerfrische

Predeal, 25. Oktober 1916.

Predeal. Prächtig gelegene Sommerfrische der Bukarester auf dem Sattel von Tömös. Mit zahlreichen Villen im Schweizerstil. Einigen großen Hotels. Ausgedehnten Promenaden in den ozonischen Tannenwäldern. Mit herrlichem Ausblick durch das Tömöstal in Siebenbürgen hinein. Haltestelle für den Schnellzug Budapest-Bukarest. Predeal war immer das erste, was der Europäer von Rumänien zu sehen bekam — in seiner natürlichen Schönheit und wohlgepflegten Sauberkeit nicht das Schlechteste. Diese kleine Stadt von internationaler Bekanntheit entstand in dem Augenblick, als Rumänien durch die erste transsylvanische Eisenbahn 1879 seinen eigentlichen Anschluß an Europa vollzog. Sie wuchs mit dem Erstarken der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen ihm und Zentraleuropa zu einer Perle des Königreiches heran. Diese unschuldige Stadt ist so gut wie zer-

stört worden — in dem Augenblick, als Rumänien das natürliche Band mit Zentraleuropa frevendlich zerriß.

Die großen Bahnhofsanlagen stehen leer. Kein Wagen. Keine rauchende Lokomotive. Die Maschinenhalle zerschossen. Das Bahnhofsgebäude von Kugeln durchsiebt. Auf dem Perron einige ausgeplünderte Koffer verspäteter Reisender. Im Speisesaal die Spuren eines erbitterten Nahkampfes. Gefüllte Munitionsbänder eines Maschinengewehres. Handgranaten. Leichen unter dem Tisch, auf gestohlenen Matratzen, hinter der Anrichte, auf der noch Gläser mit roten Weinresten stehen. Ungarische und rumänische Billette liegen zerstreut umher. Blaupapier aus irgendeiner Schreibstube flattert in der Luft. Der dünne weiße Stuck des Galaempfangszimmers ist auf geborstene Plüschmöbel herniedergebrochen. Aus einer Ecke guckt das Bild der schwarzumschleierten Carmen Sylva aus goldenem Rahmen. Unter dem Billettschalter lehnt ein Toter gesenkten Hauptes gegen die Wand. Schräg über ihm leuchtet König Ferdinands Aufruf an das rumänische Volk — in vierfach verschiedener Dicke der Buchstaben — krampfhaft ermunternd. Der Bahnhof der ersten Heimatstadt, die die Soldaten Bratianus zu verteidigen hatten. Ein Anfang erst, aber ein furchtbarer Anfang.

Mitten in der breiten Hauptstraße von Predeal ragt schräg in den Himmel die blau-gelb-rote Grenzschranke, neben welcher einst der Zollwächter saß. Aus den Ruinen des roten Zollhauses flattern Deklarationspapiere. Ein Telephonhörer hängt schlaff vom zerstörten Apparat herunter, der einst bis Bukarest Verbindung hatte. Ein weißer Kilometerstein glotzt unbeschädigt vom Straßenrand auf die vorbeifahrenden Batterien: Ploesti 88 Kilometer, Bukarest 148 Kilometer. Ein Hahn der städtischen Wasserleitung läuft unaufhörlich. Er stammt aus den Eisenwerken von Lüttich. Lüttich und Predeal. Im dritten Kriegsjahr. Dem Klavier der Frau Zollinspektor entlockt ein ungarischer Husarenleutnant verzweifelte Melodien.

Das Nordviertel von Predeal ist hin. Die Häuser haben hier kaum ihre Form bewahrt. Treppen und Balken hängen in der Luft. In den Gärten liegen abgedeckte Dachstühle. Pariser Statuen wurden 100 Meter weit fortgeschleudert. Rosenbeete versanken in Granattrichtern, aus denen jetzt farbiges Wasser stinkt.

In der Mitte und im Süden der Stadt ist vieles erhalten. Besonders von den im Tannenwalde seitlich versteckten Villen sind einige nur lose geschrammt. Aber alle sind halb leer. Die Bilder der belgischen und serbischen Tragödie steigen wieder auf. Durch verlassene, ausgeraubte Küchen, in denen das gelbe Maismehl verstreut liegt, schleichen Katzen. Auf dem Bette eines Hauses liegt ein sterbender Hund, dem ein Soldat ein Kommißbrot vorgeworfen hat. Briefe und Photographien liegen zerrissen auf den Treppen. Trichter und Schränke stehen auf. Alles Heimliche ans Licht gezerrt. Vieles Unbrauchbare beschädigt. Alles Brauchbare weggeschleppt. In den

14 Tagen, da unser Anmarsch von Kronstadt drohte, herrschte in Predeal allein der rumänische Soldat. Der Soldat und seine Bedürfnisse. Sie haben alles geholt, was zu holen war. Alle Gräben vorn auf den Höhen, rings um die Stadt, sind gefüllt mit den Decken und Matratzen, Kleidern und Einrichtungsgegenständen der Predealer Häuser. In den Straßen sind hinter den schützenden Mauern der großen Gebäude ganze Massenlager von Betten hergerichtet worden. Sie haben alles geholt. Aber wer will sie deshalb schelten, die armen Teufel. Der Schnee fiel. Sie zitterten vor Frost. Unaufhörlich schlugen unsere Granaten in die Stadt. Und die Besitzer der Häuser saßen derweilen in Bukarest vorm warmen Ofen und lasen Zeitungen.

Auch in den Häusern der Stadt liegen Tote — im Straßenkampf gefallen — oder gestorben, während sie sich verwundet zu retten suchten. Auf der Treppe eines der wenigen hölzernen Bauernhäuser von Predeal sitzt ein Unteroffizier, tot zusammengebrochen, während er mit der letzten Kraft sich noch verbinden will. Aber das eigentliche Kampf- und Totenfeld zieht sich im Norden der Stadt entlang. Dort lagen die aussichtsreichsten Promenadenwege von Predeal, man sah aus tausend Meter Höhe hinunter ins Tömöstal, weit hinaus ins „unerlöste" Siebenbürgen. Hier sind viele politische Spaziergänge gemacht worden. Schon die Schulausflüge auf diese Grenzhöhen waren nicht ohne großrumänische Nebengedanken. Von diesen Höhen stießen Ende August die ersten Vortruppen siegestrunken gegen Kronstadt hinab. Als sie vor 14 Tagen geschlagen zurückkehrten, sammelten sie sich hier zum ersten verzweifelten Widerstand auf eigenem Boden. Das Grabennetz von Predeal zeigt, wie der Soldat auch für eine dumme und verbrecherische Politik sich tapfer schlagen kann.

Die Gräben sind zahlreich und geschickt angelegt: tiefe Zugangsgräben, Aufnahme- und Flankierungsstellungen. Das Infanteriewerk am nordwestlichen Ausgang der Stadt war das Hauptziel unserer Beschießung. Das Trichterfeld, zu dem es zusammengeschossen ist, sieht wie ein kleiner Ausschnitt aus dem westlichen Trommelfeuerkrieg aus. Geleitet von unserer Beobachtung, die in den vordersten Linien drüben auf dem Csaplyat lag, hämmerten unsere Batterien hier Graben nach Graben platt. Wenn wir drüben im Bergwald lagen und der Rauch der Einschläge hatte sich verzogen, dachten wir: viel war es nicht. Jetzt stehen wir auf den Rändern der Trichter, aus denen die Beine der Verschütteten ragen, vor den eingeebneten Gräben, in denen die toten Verteidiger zerquetscht zwischen Erde und Holzdeckung hängen. Sie haben tapfer ausgehalten — tagelang — das Antlitz nach Siebenbürgen gerichtet. Immer neue Verstärkungen lösten die Verwundeten und Toten ab. Sie lagen hier vorn fast ohne Führung. Kein Offizier ist unter den Toten. Die Gefangenen erzählen, daß ihre Führer sich 400 Meter hinter den Gräben aufhielten.

Der Angriff am Entscheidungstage kam vom Osten. Von den fast kahlen Höhen herunter, die dicht vor der Stadt im Tannenwald endi-

gen. Hier hatten die Verteidiger am meisten gewühlt. Ein sauberer Reservegraben hinter dem anderen durchschnitt das prachtvolle Gehölz, das mit Maschinengewehren gegen Infanterie fast uneinnehmbar gemacht war. Aber auch diese versteckten Gräben und Waldstellungen bepflasterte unsere Artillerie systematisch tagelang. Unsere Beobachter hockten hier bis 500 Meter nahe dem Feind. Hier liegen die Toten am zahlreichsten — in und hinter den Gräben, gefallen vorn auf Posten, bei der Schanzarbeit, beim Ablösen, im letzten Nahkampf. Im Walde haben sie sich nachmittags noch mit Handgranaten verteidigt. Zahlreich liegen die blauen rumänischen Stielgranaten in den Gräben und auf den Waldwegen umher. Immer wieder leuchtet zwischen den dunklen Tannen die blaue Uniform eines toten Rumänen auf. Dabei ist dies alles nur die Ernte des letzten Tages. Zehn Tage lang trommelten unsere Batterien auf der Predealstellung. Der Hartnäckigkeit seines Widerstandes entsprach die Höhe der blutigen Verluste des Gegners.

Vor und in diesen Tannenwäldern, die die lauschigsten Plätze für die lustwandelnden Bukarester bargen, sind auch die wenigen deutschen Soldaten gefallen, die der Sturm auf Predeal als Opfer heischte. Von 14 Mann, die die hier stürmende Kompagnie verlor, blieben vier auf dem Platze. Zwei sind eben bestattet. Der blutige Helm des einen liegt auf einer Wiese am Waldrand. In seinem Brotsack ein leeres Päckchen mit der Adresse seiner Frau als Absenderin — aus Ostpreußen. Zwei liegen noch oben. Die Sanitäter kommen mit den Bahren vorbei, sie zu holen. Der Wind seufzt in den Tannen. Die ersten deutschen Toten auf rumänischem Boden.

Die Sommerfrische Predeal ist tot. Und lebendig nur der Heerwurm, der auf ihren Trümmern ausruht. Ausruht? Im Tömöspaß schlängelt er sich heran. Batterien und Kolonnen, Deutsche und Ungarn — alles rückt auf den steilen Serpentinen vor. Acht Tage lang stand alles still im Paß. Die Leute begannen Hütten zu bauen — jetzt wandert der Paß wieder. Durch die tote Stadt hindurch wälzt sich der graue Strom südwärts. Unter den heulenden Bogen unserer Granaten, hinter der knatternden Schwarmlinie unserer Musketiere — hinab ins Tal der Prahowa — hinein nach Rumänien.

Im Törzburger Paß

Armee Falkenhayn, Ende Oktober 1916.

Die Schlacht im Sinkaabschnitt öffnete der Armee Falkenhayn den Weg durch den Geisterwald. Während ihr Gros dieses Waldgebirge von Westen nach Osten durchquerte und dann in die Burzenländerebene rückte, stieß ein Teil unserer Truppen damals direkt südlich über Almas Mezö in das Tal des Burzenbaches hinüber und erreichte

südlich vor Rosenau, einem weiten sächsischen Dorfe mit berühmter hochgelegener Bauernburg, den Eingang des Törzburger Passes. Ihm gegenüber kämpfte eine starke rumänische Gruppe. Die Verfolgung dieser Gruppe ging so schnell vor sich, daß eine Verbindung zwischen den auf Kronstadt und den auf Törzburg weichenden zwei Gruppen des Feindes durch das Loch bei Rosenau nicht mehr möglich war. Am Eingang des Passes empfing der Rumäne von hinten übers Gebirge her seine ersten Verstärkungen. Auf diese gestützt, sammelte er sich zwischen Alt- und Neu-Tohan zu energischem Widerstand. Aber ein kraftvoller Stoß unserer trotz tagelanger Verfolgungsmärsche ungestüm anpackenden Truppen warf ihn endgültig in den Paß hinein. Ungefähr zur selben Zeit, als das Kronstädter Becken völlig vom Feinde gesäubert war, konnte der deutsche Heeresbericht melden, daß die Ortschaft Törzburg im gleichnamigen Passe, da gelegen, wo die Straße auf die Berge zu klettern beginnt, von uns besetzt sei.

Der Übergang über den Törzburgerpaß ist weitaus schwieriger und langwieriger als der über den Predealpaß. Dort führt eine bequeme Straße im Tal des Tömös entlang bis zur Serpentine, die nach bequemen Windungen in Predeal mündet. Jenseits der Stadt sinkt die Straße in regelmäßigen Kurven ins Tal der Prahowa. Die Törzburger Straße — eine der achwechselungsreichsten Gebirgsstraßen der Transsylvanischen Alpen und teilweise von wilder Schönheit — führt von der Ortschaft, die sich um die alte Deutschritter-Dietrichsburg lagert, zunächst auf einem allmählich ansteigenden Rücken 6 Kilometer aufwärts bis zum ungarischen und rumänischen Grenzhaus (1245 Meter), sinkt dann in ein Seitental der Dombovita, überquert wieder ansteigend einen zweiten steilen Rücken, fällt darauf in den Kessel von Podul Dambovitii, überklettert einen dritten Rücken und läuft dann erst ruhig neben dem Dambovitabach über Rucar und Dragoslanele in die Ebene von Campolung. Diese Paßstraße kam ihrer schwierigen Trace wegen bisher für eine Eisenbahn nicht in Betracht. Der Chausseekörper ist bis zur Grenze ausgezeichnet, aber auch auf rumänischer Seite nicht schlecht.

Mit weit ausholenden Seitensicherungen wurde die Verfolgung des Feindes auf der Paßstraße fortgesetzt. Während das auf der Straße marschierende Gros zunächst, ohne Widerstand zu finden, bis vor die Grenzhöhen kam, hatte eine östliche Seitensicherung einige erbitterte Waldscharmützel zu bestehen, die sich teilweise bis in die Wälder westlich von Felsö-Tömös hinzogen. Der wirkliche Widerstand des Feindes aber begann wie am Predealpaß so auch hier erst an der Grenze. Gestützt auf ein reich ausgebautes System von Befestigungen jeder Art — verstärkt durch frisch vom Süden herangeführte Artillerie, die in längst vorbereitete Deckungen gezogen ward, erwartete er unseren von unten kommenden Angriff.

Bis unsere Artillerie sich gut eingeschossen und unsere Infanterie etwaige Durchbruchsstellen der feindlichen Front erkundet hatte, ver-

gingen ein paar Tage. Vorsichtige Tastversuche an der gegnerischen Linie ergaben, daß diese von bedeutender natürlicher und numerischer Stärke — Fliegerbeobachtungen zeigten, daß die ganze rumänische Seite des Passes mit Befestigungsanlagen gespickt war. Auf jeden Fall war der Zustand des rückflutenden Feindes noch nicht so, daß es nur eines leichten Druckes bedurft hätte, ihn wieder ins Rollen zu bringen.

Wenn man die Befestigungen, auf die der Rumäne sich damals stützte, heute, wo wir nördlich Campolung fechten, ansieht, so überrascht zunächst ihre Zahl. Buchstäblich ist jede einzelne Höhe, die zwischen Rucar und der Grenze von der Paßhöhe aus sichtbar ist, befestigt worden. Daß die Rumänen hier seit August 1914 tüchtig geschanzt hatten, war allgemein nicht unbekannt geblieben. In dieser Ausdehnung waren ihre Arbeiten doch eine Überraschung. Im einzelnen hatten sie zunächst eine Unmenge von gedeckten Gräben gezogen. Die Brustwehren dieser Gräben waren hoch aufgesetzt. An vielen Stellen erweiterten sich die Gräben zu regelrechten Erd- und Blockhäusern mit Schießscharten und Maschinengewehrständen. Gegenüber den rumänischen Gräben in Alt-Sinka schienen die Törzburger altmodischer. Dasselbe war mit den Hindernisanlagen der Fall. Wahrscheinlich aus Mangel an Eisen waren die meisten Verhaue nicht aus Draht, sondern aus trockenen Ästen. Ausgedehnte Wolfsgrubenfelder erregten das Staunen unserer Soldaten, als sie später an ihnen vorüberzogen. Eine isolierte Höhe nördlich Podul Dambovitii war durch Gräben und eingebaute Maschinengewehre zu einer richtigen kleinen Festung umgewandelt worden. Den Höhepunkt des Ganzen bildeten fünf Panzertürme südlich Podul. Sie enthielten je eine 5-Zentimeter-Kanone — deutsches Fabrikat aus den Magdeburger Grusonwerken —, waren auf einer Höhe in ideale Stellung gebracht und würden, wenn es keine Artillerie gäbe, diese Höhe uneinnehmbar gemacht haben.

Diese Gebirgsfestung — wenn nicht als ausgebaute, so doch als natürliche Stellung immer noch furchtbar — lag im Rücken der Rumänen, die sich auf den Grenzhöhen uns gegenüber hielten. Es wäre ein schwerer Kampf geworden. Aber auch hier warf eine großangelegte und von langer Hand vorbereitete Umgehungsbewegung das ganze künstliche Festungssystem des Gegners, seine starken natürlichen Stellungen mit einem Schlage über den Haufen. Diese militärisch höchst interessante Umfassungsbewegung, von der deutschen Heeresleitung ausgearbeitet, rastlos ausgeführt von bewährten österreichischen Gebirgstruppen, hatte schon ziemlich früh eingesetzt. Ohne von den Rumänen erkannt zu werden, schlichen die österreichischen Verbände — alle in guter Spezialausrüstung — durch das nördliche Hochgebirge und erschienen mit ihren Vortruppen eines Mittags plötzlich auf den Höhen westlich Podul Dambovitii. Der Feind schien zuerst anzunehmen, daß es sich um ein abenteuerndes Bataillon handelte. Erst als er unter Artilleriefeuer genommen wurde, erkannte er gegen Abend

den ganzen Ernst der Lage. Und nun räumte er — gleichzeitig von unsern an der Grenze stehenden Truppen frontal bedrängt — in der Nacht seine ganze ausgedehnte Hauptstellung, nicht ohne ähnlich wie am Rotenturmpasse von den Bayern, so hier von den Österreichern auf dem Rückzuge arg zerpflückt zu werden. Nur an drei Stellen gelang es ihm, die an der steilen Felswand südlich der Grenze klebende Gebirgsstraße zu sprengen. Aber rasch hatten unsere Pioniere die abgerutschten Stellen durch Ziehen einer Mauer und schnelles Auffüllen der Löcher durch von oben abgesprengtes Gestein wieder aufgebaut. Die fünf Panzerturmkanonen konnte der Feind noch entfernen, die Türme mußte er stehen lassen. Mit Morgengrauen rückten unsere Truppen auf der freien Straße in den ersten und zweiten Paßkessel nach, vorbei an den Ruinen der alten Deutschritterburg nördlich Podul, die von deutscher Kolonisation auch auf dieser Seite der Transsylvanischen Alpen erzählt. Überall wurden große Vorräte erbeutet. Die Unzahl der Befestigungen ringsum auf den Höhen bildete jetzt ein Objekt lustigen Erstaunens für unsere Leute. So schob sich mit einem Schlage unsere Törzburger Gruppe um viele Kilometer südlich. Erst nördlich Campolung begann der Feind sich wieder zu setzen. Hier entspannen sich alsbald hartnäckige Kämpfe, die noch nicht abgeschlossen sind.

Nördlich Campolung

Armeeoberkommando Falkenhayn, 30. Oktober 1916.

In einem rumänischen Dorfe. Balkanisch schmutzig. Lagerfeuer glühen. Nachts im Stroh. Ein Schweizer. Ein Amerikaner. Ein Argentinier. Ein Deutscher. Draußen rauscht der Bach, als ob es regnet. Die Pferde rasseln mit den Ketten. Von Campolung her donnert es in langen Pausen.

Kein Schlaf. Die drei Neutralen träumen — von ihrer Heimat, in der kein Krieg ist. Draußen ringt der Mond mit den Wolken. Am Bajonett des Postens glänzt er auf. „Wer da?“ — „Gut Freund!“ — Die Pfützen der Straßen blinken. Die weißen Zähne eines toten Pferdes grinsen aus dem Graben.

Tief im neuen Feindesland. Die weißen Häuser mit den türkischen Veranden — die Holzpflüge auf dem Hof, die weidengeflochtenen, altmodischen Maisscheuern —, alles blickt neu und fremd, und in der Nacht wie klagend gegen dich an. Zwischen Gärten mit niedergerissenen Gittern eine alte, bemalte Byzantinerkirche, in der zwei Bosniaken Handgranaten und erbeuteten Zwieback bewachen. Daneben ein Friedhof mit orthodoxen Gräbern, mit ausgebrannten Öllampen. Daneben deutsche und österreichische Soldatengräber. Fünf Christen und zwei Juden. Die Christen mit dem Kreuz. Die zwei Juden in

der Mitte — mit dem alten Doppeldreieckszeichen über der hebräischen Grabschrift. Die Reste des großen Eckhauses rauchen noch. Es riecht nach verbranntem Tuch. Kamine ragen hoch aus den Trümmern eingeäscherter Wohnhäuser — riesengroß im Dunkel, im Rauch. Eine Kuh steht zwischen verbrannten Scheuern und brüllt schräg hinauf in die Mitternacht.

Vor der Kirche ein Bajonett. Drinnen ein Stöhnen, Schnarchen, Seufzen. Eine stickige Luft schlägt durch die Tür ins Freie. Die Kirche ist das Lager der Flüchtlinge und Abgebrannten. Die meisten schlafen im Halbdunkel. Beim Schein einer heiligen Kerze spielen vier alte Bauern Karten — in Schafspelzen, mit hohen, schwarzen Mützen. In der Ecke eine rumänische Mutter, die ihr Kind in den Schlaf singt. Auf einem umgestülpten Kochkessel ein alter Walache, mit wallendem Haar und Bart, eine homerische Königsgestalt. Er will trotz der späten Abendstunde noch viel erzählen. Ich verstehe ihn nicht und verstehe ihn doch.

Vor zwei Monaten lag dieses Dorf am Abhange der Karpathen noch tief im Frieden seiner Arbeit. Die Frauen brachen den gelben Mais. Die Männer pflügten oder schlugen Holz. Der Pope sang seine Litanei. Am Bach ward Wäsche geklopft. Kinder wurden geboren. Am Sonntag kamen die Ausflügler von Campolung und von Pitesti. Man tanzte Hora und verdiente Geld. Dann aber hing eines Tages ein weißer Zettel am Hause des Bürgermeisters. Die Post aus Campolung brachte Zeitungen mit dicken Überschriften. Nur wenige konnten lesen. Aber alle verstanden es. Es war Krieg. Und mit den Zeitungen kamen Soldaten, endlose, blaue Ketten. Alle marschierten nach Törzburg hinauf. Die Soldaten sangen und waren gut gekleidet. Die Dörfler wurden stolz und bauten Ehrenpforten aus Tannenzweigen über die Hauptstraße hin. Bald hieß es, die Soldaten hätten überall gesiegt, und ganz Ungarland würde nun verteilt unter die rumänischen Bauern. Das Dorf lag an der großen Straße, und viele Autos und Kaleschen und Kolonnen fuhren durch das Dorf hin und zurück. Plötzlich aber mehrten sich die Wagen, die zurückkamen. Viele Verwundete, die auf elenden, ungefederten Bauernwagen vorüberstöhnten. Man begann zu flüstern und zu fragen. Und ein Feldwebel sagte zum Barbier: Wir müssen zurück. Kanonendonner erschien auf den Bergen von Törzburg. In der Nacht strömten die Soldaten. Geschütze bahnten sich unter Geschrei einen Weg durch die Kolonnen. Plötzlich war kein blauer Soldat mehr da. Plötzlich hielten fremde Reiter vor der Tür. Graue, schwere Gestalten mit fremder Sprache. Kanonen kamen. Von staunenswerter Größe. Sie stellten sich am Dorfrand auf und schossen, daß die Holzhäuser zitterten. Und dann kamen als Antwort die Granaten, die rumänischen, aus Richtung Campolung. Sie fielen ins untere Dorf. Das Dorf begann zu brennen. Ein Haus nach dem anderen sank zusammen. Nur die Hälfte der Häuser blieb stehen. In ihnen machten es sich die fremden

Soldaten bequem. Nun war das alte Dorf wie tot. Die Leute wohnten in der Kirche, die wohlhabenden, die armen, alles durcheinander. Tag und Nacht hörte man das Schießen von Campolung. Keine Zeitungen, kein Lehrer, kein Bürgermeister war da geblieben. Wozu das alles? — Dies wollte der alte Walache gewiß erzählen. Und manches mehr. Ein Kind begann zu quäken in der Kirche. Der Posten blinzelte im Licht der Taschenlaterne. Ein Lagerfeuer nach dem anderen verglühte. Durch die vertrockneten Tannenzweige der Ehrenbogen über der Hauptstraße raschelte der Wind. Der Bach rauschte, als ob es regnete. Die Pferde rasselten an der Kette. Die Neutralen schliefen. Der Amerikaner schnarchte — aber leise, seelisch vertieft, fast klagend.

Am nächsten Morgen Aufbruch in die Berge. Über Dorf D. erhebt sich ein steiler Felskegel — 1500 Meter hoch. Von oben soll man Campolung sehen, die Schlacht in den Bergen, tief in die Walachei, vielleicht bis zu den Bohrtürmen von Campina. Der Tag graut. Der Fluß rauscht. Die Berge hängen bis in den Hüften voll Nebel. Vorbei an der Kirche. Die Obdachlosen sitzen hinter dem Gitter und kochen ihre Maissuppe. Vorbei an den rauchenden, abgebrannten Häusern. Das Flußtal hinab. Wie wir nach D. kommen, sind ein paar Walachen von rumänischen Granaten getötet worden. Ein Haus brennt. Der Kegel liegt steil über unseren Köpfen. Die Haubitzen beginnen ihre Morgenarbeit.

Zwei Stunden bis oben. Durch Nebel — ohne Saumpfad — über glattes Gestein — steil bergan — auf solchem Boden führen Ostpreußen und Hannoveraner hier Krieg. Die Wälder bleiben unter uns. Aus den letzten Bäumen tutet ein Murmeltier. Eine Feldwache taucht im Nebel um ein Feuer liegend auf. Je höher wir kommen, desto lebendiger wird die Luft. Einschläge und Abschüsse, heulende Flugbahnen, Maschinengewehre vor und hinter uns. Aber alles im Nebel. Wo bleibt Campolung? Denn Campolung ist die erste größere rumänische Stadt, die vor uns liegt. In Campolung beginnt die Eisenbahn nach Bukarest. Und Campolung ist eine alte sächsische Gründung, und hieß vor Zeiten Langen-Au.

Der Nebel zerreißt. Einen Augenblick Sonne. Das erste Bild. Die Gipfel und Kuppen ringsum entblößen sich. Das Tal der Dambowita liegt senkrecht zu unseren Füßen. Alles um uns herum ist Rumänien. Noch sind es Berge. Aber nach vorn zu werden sie kleiner und kleiner. In langen Rippen versiegt das Gebirge in der Ebene. Die Ebene glänzt am Horizont — ein heller Streifen. Von den höchsten Bergen, auf denen unsere Truppen jetzt hier liegen, können sie am Horizont die Ebene sehen. Das Bild der Ebene — dieses schmalen Striches — tröstet, lockt und beflügelt.

Plötzlich kommt eine kalte Nebelwolke, und das Bild verschwindet. Wir hocken in der kleinen Mulde oben auf der Spitze. Ein Schweizer, ein Amerikaner, ein Argentinier, ein Deutscher und ein paar Offiziere

von der kämpfenden Truppe. Die Kanonade wird stärker. Es klingt wie Sperrfeuer. Ein Gegenangriff der Rumänen? Sie wehren sich verzweifelt: um jeden Meter ihres wertvollen Berglandes kämpfen sie mit überraschender Zähigkeit. Seit sie durch eine glänzende Umfassung vom Törzburgerpaß heruntergedrückt sind, besetzten sie in den Flanken jeden Flügel. Es sind geschickte Leute, und bei aller mangelnden Schulbildung von einer fabelhaften Schnelligkeit der Auffassung und Anpassung.

Das zweite Bild. Die Nebel jagen ab. In klarem Sonnenlichte liegen die Wälder und Berge da, durch die unsere kämpfende Front sich zieht. Eine sonderliche Front. Kaum einer weiß die Linie genau zu ziehen. Im Zickzack um unbesetzte Hügel, durch ausgewaschene Flußtäler, in denen kein Deutscher oder Rumäne steht — links hinter uns das Maschinengewehr zeigt, daß auf dieser Seite der Feind noch tief in unserer Flanke sitzt. Eine sonderliche Front. Wirklich und ernsthaft, mit Handgranaten- und Artillerieverlusten wird nur an einigen Punkten gekämpft. Da liegen zwei Bergzwillinge. Zwischen ihnen ein Sattel. Der eine von uns, der andere vom Gegner besetzt. Wir sehen den Unsern in den Rücken, sehen ihre hellen Gräben, und sie schanzen. Der Gegner hat sich auf der abgewandten Seite seines Berges eingebaut. Nur durch Steilfeuer zu fassen. Er hat etwas gelernt seit Osinka, wo wir seine Gräben auf der Stirn von Höhe 620 in ein paar Stunden zusammentrommelten. Tagelang geht das Ringen zwischen den beiden Kuppen. Aus dem Tal hinaus blitzen wie Zündhölzer die Abschüsse unserer gut gedeckten Batterien. Der Berg der Rumänen raucht. Jetzt steigt eine Leuchtkugel aus dem Sattel heraus. Die Unseren gehen vor. Nach fünf Minuten eine zweite. Sie kommt schon vom unteren Abhang der feindlichen Kuppe. 200 Meter gewonnen. Aber auch die Artillerie des Feindes ist hier lebendiger als bei Kronstadt geworden. In kurzen Pausen folgen die Einschläge im Tal und auf der Bergkuppe, wo sie unsere Batterien und wichtigsten Gräben vermutet.

Aber der eigentliche Krieg dieses Gebirges ist von dieser Paradehöhe nicht sichtbar. Er spielt weit ausholend in den Flanken der kämpfenden Gruppen. Heimlichkeit und Schnelligkeit sind seine gefährlichsten Waffen. Plötzlich taucht unvermutet irgendwo in Flanke und Rücken des Feindes eine Umgehungskolonne auf — manchmal nur ein paar Bataillone — und der Feind muß Hals über Kopf die zähest verteidigte Stellung räumen. Zwei Maschinengewehre auf einer Straßenhöhe im Rücken des Feindes können eine ganze Division ins Wanken bringen. So warfen wir die Rumänen im großen bei Hermannstadt, im kleinen bei Törzburg, bei Predeal, bei Azuga.

Wieder sitzen wir im Nebel. Die Schüsse klingen weit und dumpf. Der Wind pfeift um die Felsnase. Ein österreichischer Nachrichtenoffizier beginnt aus dem Tagebuch eines rumänischen Gefangenen vorzulesen: „Dezastro mare“.

Plötzlich das dritte Bild. Der Nebel ist verschwunden. Weit und breit kein Fetzen mehr. Die Sonnenwärme stürzt auf uns herab. Und Campolung weit vorn zu unseren Füßen. Eine Lokomotive raucht auf dem Bahnhof. Eine goldene Kuppel glänzt. Ein weißes Häusermeer mit vielen Kirchen. Weit hinter der Front liegt die breite, bunte Stadt in dem runden, grünen Talkessel, der mit weißen Dörferflecken überstreut ist. Weit hinter der feindlichen Front — heute noch. Wie eine Stadt im Frieden. Aber in diesen Häusern sitzen sicher Menschen voll Erwartung, voll Zweifel, voll Furcht. Die Stadt leuchtet in der Sonne. Aber vielleicht ist sie aufgeregt wie ein Ameisenhaufen. Vielleicht beginnen die Menschen schon zu fliehen. Vielleicht ist die Eisenbahn gesperrt. Vielleicht bettelt just in diesem Augenblick ein Familienvater um einen Wagen, der ihn für 100 Lei bis nach Pitesti fährt.

Die Erstürmung des Clabucetu Batului

Predeal, 3. November 1916.

Der Kampf südlich Predeal schreitet allen natürlichen Schwierigkeiten des Terrains und aller Zähigkeit des rumänischen Widerstandes, der keine Verluste scheut, zum Trotz, günstig für uns vorwärts. Nur völlige Unkenntnis des hiesigen Gebirgsgeländes und des Südkarpathenwinters kann das Tempo dieser Fortschritte, in denen Deutsche und Ungarn wetteifernd das größte leisten, langsam nennen. Kämpfende Mannschaften und Offiziere, in deren Mitte ich gestern und heute weilte, versichern, daß weder der italienische noch der serbische Gebirgskrieg eine solche Menge von Schwierigkeiten in sich vereint haben.

Die in den letzten Tagen südwestlich Predeal gemeinsam erstürmte Höhe gehörte zu den steilsten und stärkst befestigten der zweiten rumänischen Verteidigungslinie im Paß von Predeal. Die Zahl der erbeuteten modernen Geschütze und Maschinengewehre, die hier eingebaut waren, wie die Langwierigkeit der Kämpfe, die sich vom 26. bis zum 31. Oktober hinzogen, beweisen, welchen Wert der Rumäne gerade auf diese beherrschenden Bergstellungen legte. Die Kuppe dieses Berges ist völlig kahl, hie und da künstlich freigelegt. 200 Meter unterhalb der Kuppe beginnt Laubwald. In tagelangen Kämpfen rangen sich die Unsern durch den befestigten Wald an die Kuppenstellung heran. Noch heute, nach heftigstem Artilleriekampf, ist ein großer Teil der Kuppenbefestigung unversehrt. Am 31. Oktober, nachmittags 3 Uhr, griffen die Verbündeten aus dem Walde von Osten die Kuppenstellung an. Auf dem linken Flügel kämpften deutsche Bataillone, rechts von ihnen Honveds. Beider ungestümem Angriff gelang es bis zum Abend, Graben um Graben, Blockhaus um Blockhaus zu nehmen. Nachdem der erste Gipfel erstürmt war, ging

es gegen einen etwas niedrigeren Sattel hinab. Seitlich dieses Sattels auf einem Nebengipfel standen eingedeckt zwei rumänische Batterien. Über einen von den Rumänen neu angelegten Karrenweg hinüber wurden trotz wütenden Gegenfeuers mit stürmender Hand die Geschütze genommen. Zwei von ihnen waren unversehrt. Selbst die Verschlüsse hatte der von unserm Ungestüm überraschte Feind nicht abnehmen können. Nachdem der Seitengipfel besetzt war, bauten sich die Truppen für die Nacht ein.

Am 1. November trat der Rumäne zu heftigen Gegenangriffen an. Unsere Linie zog sich damals dicht vor den eroberten Geschützen hin. Immer wieder rannte der Feind todesverachtend gegen unser Feuer an. Nach blutigen Verlusten ließ er geschlagen Geschütze und Höhe in unserer Hand. Am 2. November ward der Erfolg ausgebaut. Trotz bitteren Frostes und der Schwierigkeiten der Verpflegung stießen unsere unermüdlichen Truppen dem Gegner auf eine bewaldete Höhe westwärts nach. Der ganze Sattel war jetzt fest in unserer Hand. Vom Rande der Nebenkuppe bot sich unseren Maschinengewehren Gelegenheit, Verbindungswege des Gegners erfolgreich unter Feuer zu nehmen. Noch einmal sammelte sich abends der Rumäne zu wütendem Widerstand. Die ganze Nacht, eine mondklare Frostnacht, hallte das Tal südlich Predeal wider von Sperr- und Maschinengewehrfeuer. Am frühen Morgen war auch dieser Gegenangriff frisch herangeworfener Regimenter blutig erstickt. Der 3. November brachte weitere Fortschritte. An diesem Tage wurden im Feuer des Gegners die erbeuteten Geschütze unter großen Schwierigkeiten mit Seilen abgeschleppt. Zwei von ihnen wurden vor meinen Augen in Stellung gegen die Rumänen gebracht und schossen auf die westlich am Fuß des Felsengebirges von Bucses liegenden Höhen. Gleichzeitig richteten deutsche Maschinengewehre in der einzigen Schlucht, durch die die Rumänen ihren Nachschub heranbringen konnten, unter Menschen und Tragtieren grauenhafte Verheerungen an.

Auf dem Clabucetu Batului

Armee Falkenhayn, 7. November 1916.

„Achtung. Links von der gelben Birke. Drei Rumänen. Den Abhang hinunter. 1250 Meter. Feuer!" Tataktaktaktaktak...

Zwei Maschinengewehre hämmern wie ein Pochwerk. Äste knacken getroffen von den Bäumen herab. Drei blaue Uniformen in der Schlucht jagen auseinander. Eine überschlägt sich und bleibt zu Füßen einer Tanne liegen. Stille. Das Wasser im Gewehr zischt. Die Augen der Leute sind jägerhaft hinab in die Schlucht gerichtet, wo zwischen dunklen Tannen und vergilbtem Birkenlaub eine Straße bald auftaucht, bald verschwindet. Der blaue Fleck da unten liegt

regungslos. Ein Mensch ist tot. Ein dünner abgesplitterter Ast schaukelt zur Erde. Die Sonne leuchtet über die Kuppe des Clabucetu hin, über die gelben Gräben, über die lehmbeschmutzten Gewehre. Sie erwärmt die halberfrorenen Glieder der Leute. Wir liegen 1400 Meter hoch. Aber tausend Meter höher noch liegt die Spitze des Bucses. Sein Felsen steigt drüben jenseits der Einschläge jäh aus dem grünen Grenzwald auf. Glitzernder Schnee umhüllt seine höchsten Zacken. Im Glase sieht man eine Reiterpatrouille über das Schneefeld reiten. Die Spitze heißt Omu — Mensch.

„Hallo — Achtung. Rechts von der Waldschneise oben in der runden Lichtung. 6 bis 10 — ganze Haufen von Rumänen — Tragtiere und Reitpferde. 1350 Meter. Feuer!" — Wieder klackern die beiden Gewehre herunter in die Cerbuluischlucht, auf den einzigen Weg, der den Rumänen nach der Besetzung des Baiului nach Süden offen steht. Diesmal gegen die waldige Wand hinter der Straße, in deren Bäumen die gewarnten Rumänen Deckung suchen. Wieder spritzen die Kugeln durch die trockenen Äste. Der Tod fliegt zu Tal. Eine Tragtierkolonne rennt erschreckt auseinander. Tiere und Menschen überschlagen sich zu Knäueln geballt, schleppen sich weiter, brechen zusammen, hetzen in das dichteste Waldstück. Aber die Gewehre verfolgen sie und pinseln mit dem Strahl des Todes auf dem grünen Waldquadrat, in dem sie jetzt ängstlich hocken, hin und her, auf und ab. Keiner entgeht ihnen. Die Luft bebt von dem Gehämmer. Die Schützen liegen regungslos. Ein Band nach dem anderen mit dem stählernen Tod rollt aus dem Kasten. Das Wasser dampft. Wenn unten einer stolpert, hört man hier oben links und rechts einen stöhnenden Ton der Befriedigung. Menschenjagd. „Zwar eigentlich ist es eine Schweinerei," sagt der Maschinengewehr-Leutnant, als die Schützen eine Pause machen; „denn die Leute da unten können sich nicht wehren. Aber was hilft die Scham? Morgen werden uns die blauen Kerle selber aus irgendeinem Versteck abknallen."

Diese Kuppe, auf der wir in der Sonne stehen, gehörte heute früh noch den Rumänen. Unsere 188er und die blauen Honveds nebenan haben sie in einer halben Stunde genommen. Zwischen 8 und 8½ Uhr früh, als noch der Nebel die Sonne verdeckte. Helme und Kappen, tote Rumänen und zerschossene Maschinengewehre liegen in dem durchwühlten gelben Boden umher, auf dem hie und da eine eisüberzogene Pfütze glitzert. Die Kuppe ist durchzogen von tiefen Gräben, in denen jetzt unsere Leute am Feuer hocken, bei trockenem Brote grimmig scherzend untereinander. Es ist kalt trotz der Sonne. In einem sonnenlosen Trichter abseits sitzt angelehnt ein bleicher Musketier. Er ist krank geschrieben. Aber er will nicht hinunter den weiten Weg ins Lazarett. Er will hier oben still sitzen bleiben. „Vielleicht wird es so besser."

Unsere Verwundeten sind längst im Tal oder auf dem Wege. Unsere wenigen Toten begraben. Aber in einem der scharf umkämpften

Blockhäuser am Westrand des Clabucetu lag noch der blutige Rock eines 188ers. Brustschuß. Anscheinend tot. Daneben ein entfallener Brief — von der Schwester geschrieben. Ein langer frommer Brief. „Sei herzlich gegrüßt durch Jesus und Maria!“ So schloß er. Der Brief lag zwischen Blut und Speiseresten und grünen rumänischen Lassohandgranaten.

Die Rumänen sind heute morgen auf die nächste Kuppe westlich getrieben. Die Kuppe, auf der wir stehen, liegt schon westlich des Baiului. Da liegen sie drüben im Walde und knallen herüber. Die Schüsse ihrer Gewehre hallen an der Felswand des Bucses zwei, dreimal wider. Die Kugeln pfeifen über unsere Kuppe. Manchmal schlägt eine in den Lehm oder in eine Eispfütze. Viele Querschläger ziehen langsam singend durch die Luft. Die Kuppe ist von drüben voll einzusehen. Niemand hier kümmert sich um den drohenden Tod. Die Leute laufen nicht schneller als sonst. Sie kriechen aus den kalten Gräben, nur um einen Augenblick ganz in der wärmenden Sonne zu stehen.

Hat die Sonne die Leute toll gemacht? Alle sind von einem plötzlichen Jagdeifer ergriffen. Noch immer rattern die beiden Maschinengewehre „ins volle Menschenleben“, wie der kleine, rothaarige Thüringer mit den langen ungeschnittenen Haaren lachend sagt. Aber auch die Artilleriebeobachter, die Telephonisten, die Reserven — alle haben ein Gewehr vor sich liegen. Drüben 800 Meter weit am waldigen Abhang wechseln zuweilen ein paar blaue Uniformen über eine Lichtung. Alles sucht. Alles schießt. Der Eifer steckt an. Aber der Taumel ist nicht unheilig. Vielleicht wird drüben jetzt die Kugel in den Lauf geschoben, die dem fröhlichen Thüringer das Ende bereitet.

Vom Clabucetu sieht man weit nach Süden. Man sieht das tote Azuga im Tal — mit seiner zusammengebrochenen Tuchfabrik, seinen öden Straßen, die im Strichfeuer der rumänischen Maschinengewehre liegen. Man sieht die gewaltigen Höhen südlich Azuga, die der Feind zum dritten starken Sperrriegel des Predealpasses ausgebaut hat. Man sieht das Tal der Prahova hinab — und wenn dieser dicke, weiße, festgeballte Nebel nicht wäre, der das Tal ausfüllt wie zu einem Meer von Schnee, dann könnte man von hier Sinaja sehen. Aber noch sind die hohen Kuppen südlich Azuga mit den neuen Gräben und neuen Kolonnenstraßen wichtiger als Sinaja. Noch sitzt der Rumäne eingekeilt zwischen unserer Kuppe und dem Bucses. Aber wo ist eigentlich hier die vorderste Linie? Wieder weiß es niemand zu sagen. Links am Hang drüben soll eine Honvedkompagnie versteckt sein. Aber vor uns ist gar nichts als der feindliche Graben. Plötzlich steigen drüben aus dem Graben der feindlichen Kuppe drei blaue Rumänen heraus. Mit hohen, schwarzen Wintermützen. Andere folgen. 21 Mann. Sie kommen ohne Waffen ruhig herübergeschritten. Wir sehen ihnen neugierig entgegen. Merkwürdige Gestalten darunter. Einige mit wilden, langen Bärten. Ein dicker Mongolenkopf mit

Schlitzaugen. Die Bärtigen sind Liparener. Sektiererische Russen, die vor Jahrzehnten in die Dobrudscha wanderten. Würdige hochgewachsene Leute mit schönen Zähnen (sie essen keine Süßigkeiten und nähren sich fast nur von Fisch). Leute, die ruhige Antworten geben und am liebsten schweigen, während die richtigen Rumänen den Ausfrager mit einer Flut von Antworten und Gesten überschütten. Der Mongolenkopf steht stumpfsinnig lächelnd daneben — sagt und versteht kein Wort.

Eine ungarische Sappeurkompagnie kommt aus dem Grunde links vom Clabucetu heraufgekrochen — mit Seilen, Hacken, Spaten, Ketten. Sie soll die erbeuteten Geschütze abschleppen, die hier auf dem Hang unserer Kuppe zum Teil zerschossen im Lehm stecken. Wie sie von unten aus dem Walde in das Pfeifen der Kugeln geraten, ducken sie sich. Eine schwierige Sache — dicht vorm Feinde in 1400 Meter Höhe 7 Geschütze zu bergen. Der Karrenweg, den die Rumänen so sauber aus der Kuppe herausgehauen haben, ist an einigen Stellen verschüttet. Der Weg muß ausgebessert, die Geschütze und Protzen ausgegraben, angeseilt, mit der Hand gezogen werden. Ein Geschütz ist noch heil. Mit Verschluß und frischgefüllten Munitionskästen blickt es noch immer, aber jetzt ohnmächtig — drohend auf unseren eroberten Baiului hinüber. „Erbeutet von der … Kompagnie I. R. 188" ist flüchtig in Kreide auf das Rohr aufgeschrieben, von dem der deutsche Name Krupp leuchtet. Der ungarische Pioniermajor mustert das Geschütz. Es ist eine neue Feldkanone. Was soll sie im Tal? Hier oben kann sie gute Dienste leisten. Ein deutscher Beobachterleutnant wird herangeholt. Ein paar Artilleristen springen aus dem Graben. Das Geschütz wird umgeworfen, notdürftig am Hang in Deckung gebracht und gerichtet. Nach einer Viertelstunde fliegt der erste 7,5 Zentimeter-Gruß 800 Meter weit in die feindliche Stellung am Porcului hinüber.

Die Maschinengewehre schießen noch immer in die Schlucht. Mit kurzen und langen Pausen. Die Sonne beginnt zu fallen; noch liegen viele ausgestreckt, mit dem ganzen Körper ihre warmen Strahlen zu trinken. Denn wenn die Sonne hinter dem Bucses verschwindet, wird es dunkel und kalt. Das ist das Schlimmste in diesem Kriege auf den Bergen — die Nächte. Wo plötzlich der Feind im Rücken steht. Wo niemand zu schießen wagt und doch alles nervös durcheinanderknallt. Wo die Artillerie lahmgelegt ist. Wo schneidende Kälte und Schnee die Glieder erfrieren macht und das kleinste Feuer zum eigenen Verräter wird.

Gegen Abend wandern wir zurück. Nach dem Gefechtsstand des Regiments. Noch einmal vorbei an dem toten, kleinen Tragtier, dessen Blut noch dampft. Über die zahllosen festen Gräben der Rumänen hinweg, in denen die Arbeit Tausender Stunden — jetzt unnütz — liegt. Auf der sauberen Bergstraße, durch die sie die Gräben dieser sonst schwer zugänglichen Wildnis in eine ausgedehnte Erdfestung ver-

wandelt haben. In einem ihrer alten Unterstände hausen kalt und primitiv der deutsche und ungarische Regimentskommandeur beieinander. Rings umher an der Erde liegen die Telephonisten. Deutsche und ungarische Befehle werden weitergegeben. Verschieden ist die Sprache. Verschieden manche Form. Nicht nur die Güte des Feldkaffees, auch manche andere Dinge ziehen den Deutschen, der bei einer Honveddivision als Gast weilt, überraschend an. Aber gleich ist der Wille. Gleich der Gedanke. Wie das aufschreckende Quäken des Telephons gleich ist, so auch die Energie, mit der beide Truppen hier überall wetteifern, das Größte zu leisten für das verbündete Vaterland.

Von Predeal nach Azuga

Armeeoberkommando Falkenhayn, 11. November 1916.

Die Einnahme Predeals bedeutete mehr als die Besetzung einer ersten rumänischen Stadt. Sie bedeutete die Niederringung der ersten rumänischen Sperrlinie im Tömöserpaß. Und sie bedeutete zugleich den Angriff auf den zweiten Paßriegel, der bei der Eroberung Predeals noch unversehrt die Stadt vom Süden überhöhte. Der Angriff gegen Predeal war von vornherein so angelegt, daß, wenn er glückte, die Operationen organisch in die Niederzwingung der dreiköpfigen Clabucetustellung zwischen Predeal und Azuga übergehen mußten.

Die sogenannte Clabucetustellung (Clabucetu ist ein Sammelname für Berg, Gipfel — unsere Leute haben sie die Klabusterstellung getauft) fällt dem von Predeal südwärts blickenden Beobachter sofort als eine ideale natürliche Paßsperre auf. Drei durchschnittlich 1500 Meter hohe Bergkuppen stehen in ziemlich gerader West-Ost-Linie mit ziemlich gleichen Zwischenentfernungen nebeneinander. Zwischen den beiden westlichen, dem Baiului und dem Taurului, bricht der Prahovafluß mit Eisenbahn und Straße hindurch. Ein Berg schützt den anderen. Alle drei beherrschen gemeinsam absolut die Straße. Links und rechts werden sie flankiert von über 2000 Meter hohen Felsmassiven, im Westen dem Bucses, im Osten dem Rusului. Die beiden östlichen werden überdies durch den sie in rechtem Winkel umschließenden Parazugabach im Süden und Osten abgeschlossen.

Seit Herbst 1914 hatten die Rumänen diese zweite Verteidigungslinie — hinter der die dritte um Busteni gruppierte folgt — mit all ihrer bescheidenen Technik, aber nach den auf allen Kriegsschauplätzen eifrig gesammelten Erfahrungen fleißig ausgebaut. Wenn man heute nach der Bezwingung dieser Linie auf der Straße von Predeal nach Azuga marschiert, so zeigt sich hier dasselbe Bild wie in dem kürzlich beschriebenen Törzburgerpaß: auf allen strategisch irgendwie beachtenswerten Höhen eine Unzahl von Grabenstellungen, Unterständen, Wolfsgrubenfeldern, Drahthindernissen. Allen sieht man an, daß sie

mit viel Ruhe, ja mit viel Liebe gebaut sind. Häuschen, kleine Gärten, saubere Holztreppen und Geländer, manches erinnert an die schön ausgebauten Stellungen unserer Hauptkriegsschauplätze. Oft stößt man auf Namensbezeichnungen. So ist eine Hauptstellung am linken Ufer der Prahowa halbwegs zwischen Predeal und Azuga nach der rumänischen Königin genannt. „Trumul Prinzipezza Maria" steht auf einem bemalten hölzernen Wegweiser in die Stellung, die schon längst vor der Kriegserklärung zu betreten jedermann verboten war. Wenn man diese Fülle der rumänischen Befestigungen heute genauer studiert, so kann man in ihnen noch die einzelnen Bauschichten genau erkennen: die ersten jetzt veralteten rein auf Theorie hin angelegten seichten, engen Gräben mit den „Draht"hindernissen aus Holz — dann die übertrieben hohen, aufgesetzten Paradeerdwerke, die ein Schuß unserer Artillerie zusammengefegt hätte —, endlich das moderne Grabensystem mit Flankierungs- und Aufnahmestellungen, von denen man kaum etwas sieht — moderne Drahthindernisse von 4 Meter Tiefe und geschickte Deckungen für Batterien. Und wie an der Törzburger, so waren auch an der Azugastraße mehrere 5-Zentimeter-Kanonen-Panzertürme aufgestellt. Die leeren Türme stehen noch heute auf jenem Berge, der den Eingang in die Königin Mariastellung deckt. Die Kanonen sind diesmal in unsere Hand gefallen. Endlich sind erwähnenswert die relativ guten Karrenwege, die der Gegner zur schnellen Truppenverschiebung zwischen den drei im Frieden kaum begangenen Gipfeln gebaut hatte. Als Mitte Oktober der erste Schnee fiel, konnte man an der großen Zahl der dunklen Streifen auf den Bergen die Vielverzweigtheit dieses Wegesystems zum ersten Male deutlich erkennen.

Die Operationen, denen die Clabucetustellung zum Opfer fiel, reichen unmittelbar in diejenigen zurück, die Predeal zu Fall brachten. Jene östlich umfassende Bewegung deutscher Infanteristen und Honveds, die die Basis unseres unwiderstehlichen Flankendrucks auf Predeal war, wurde zugleich der erste Schritt zur Annäherung an jenen am weitesten nach Osten ausspringenden Gipfel der Dreikopfstellung, den Clabucetu Azugii. Noch waren die zur Erstürmung der ersten Linie unbedingt notwendigen nächsten östlichen Höhen, wie der Susaju, nicht in unserer Hand, als schon starke Vorhuten von uns gegen den Clabucetu Azugii in Bewegung waren. Diese Umfassungsbewegung, die viel weiter ausholte als die lokal begrenzte um Predeal, erreichte sehr schnell vom Finanzwachthaus 1430 aus den Gipfel des südlich gelegenen Elevator und gewann darauf im Limbarelustale allmählich Raum. Der Limbarelus ist ein nördlicher Nebenfluß des Parazuga. Er durchschneidet jenes Gebirgsquadrat, das der Parazuga bildet, von Norden nach Süden, und gibt — mitten zwischen Taurului und Azugi hindurchfließend — die Straße für eine Industrieholzbahn ab, die von Azuga aus nordwestlich in die Berge gebaut ist. Das Vorrücken dieser Umfassungsgruppen ward durch den Fall Predeals — am 23. Oktober — bedeutend beschleunigt. Freigewordene Truppen

verstärkten sie. Der Angriff gegen die gesamte Clabucetustellung begann naturgemäß mit einem frontalen Doppelstoß dieser Umfassungskolonnen gegen die beiden östlichen Gipfel.

Von ihnen ward zunächst am 26. Oktober der 1523 Meter hohe Taurului durch Honveds gestürmt. Dieser schwer ersteigbare Berg war artilleristisch befestigt. Er bot eine glänzende Beobachtung über das ganze Tal und unsere Angriffslinie. Mit ihm war der dreiköpfigen Stellung das Mittelstück ausgebrochen. Nun kam der Azugii an die Reihe. Gegen diesen östlichen der drei Gipfel hatten seit einigen Tagen erfolgreich von Norden her deutsche Truppen operiert. Aus der Stelle, wo die Drahtseilbahn den vom Norden nach dem Gipfel führenden Saumpfad schneidet, arbeiteten sie sich langsam an ihn heran. Nach gutem vom Taurului aus geleiteten Artillerievorbereitungsfeuer traten sie am 27. Oktober 10 Uhr morgens zum Sturm auf den letzten Teil des Gipfels an. Wenig später war er in unserer Hand. In rascher Ausnützung dieser beiden Erfolge stießen die verbündeten Truppen sofort südlich nach und erreichten auf dem ganzen Teilabschnitt das Tal der Parazuga — von ihrem Einfluß in die Prahowa ab bis dorthin, wo sie nach Norden biegt. Damit war den Rumänen auch der Besitz von Stadt und Bahnhof Azuga tatsächlich entrissen.

Nachdem so die beiden Ostgipfel der Clabucetustellung gefallen waren, hing unser rechter Flügel naturgemäß zurück. Unsere Front lief damals vom Fuße der Soricahöhe gegenüber Azuga aus in stark nord-nordöstlicher Richtung über die Vorberge des Baiului bis westlich Predeal. Die Talstraße selber war bis Azuga westlich in unserer Hand, wenn auch ihr letzter Teil durch die rumänische Beherrschung der südlichen und südwestlichen Höhen ständig im Feuer lag. Um ihre Säuberung hatten sich wiederum deutsche Truppen verdient gemacht. Nachdem sich die Häuserkämpfe von Predeal zum Teil noch in den weiter südlich des Ortes sich hinziehenden Siedelungen fortgesetzt hatten, waren die oben beschriebenen starken Talsperren in wuchtigen Stößen nacheinander überrannt worden. Dabei hatte der Rumäne neben den Panzerkanonen eine Menge neuesten Befestigungsmaterials eingebüßt.

Schwerer als die Säuberung der Straße ward die Niederzwingung des westlichen, auf dem rechten Prahowaufer liegenden Baiuluigipfels. Nachdem wir schon früher westlich von Predeal zunächst den Vadetul genommen hatten, ward der feindliche Widerstand auf diesem Abschnitt hartnäckiger. Umgehungsbewegungen waren hier ausgeschlossen, da die steile Felswand des Bucses dem Feinde die linke Flanke ideal schützte. Von Osten war der Berg unangreifbar, da er hier fast senkrecht aufsteigt. So blieb nichts übrig, als sich in dem kuppenreichen Bergwald südlich des Klosters von Predeal langsam vorzuarbeiten und dann den Berg mit seinen Nebenkuppen, die an den Bucses ziehen, frontal zu stürmen. Deutsche und Ungarn arbeiteten

in gemischten Verbänden zusammen. Vom 26. bis zum 31. Oktober wurden gegen wachsenden Widerstand die Vorstellungen niedergerungen. Am 31. Oktober fiel der etagenförmig stark besetzte Hauptgipfel. Dabei wurden auf dem Berge allein acht Geschütze und 17 Maschinengewehre — erstere zum Teil schon durch unsere Artillerie zertrümmert — von uns erbeutet. Vom Hauptgipfel drängten wir in täglichen Etappen den Feind nacheinander auf den Porcului, die Ospotnia, schließlich auf den Vrfu Baiului, welch letzterer schon direkt an die Felswand des Bucses anstößt. Dem Feinde blieb jetzt zwischen Bucses und Baiului nur noch die schmale Schlucht Cerbului (Hirschenschlucht) zum südlichen Rückzug. Unter dem Feuer unserer schon früher am Nordwestrand dieser Schlucht in Stellung gebrachten deutschen Maschinengewehre erlitt er schwere Verluste.

Mit der Vertreibung des Gegners aus der Cerbuluischlucht am 4. November war die ganze Baiuluistellung und damit die gesamte zweite Sperrlinie der Rumänen im Predealpaß von uns genommen. Was sich seitdem hier abgespielt hat, gehört schon zum Kampf um die südlich Azuga beginnende dritte Verteidigungslinie. Die strategische Bedeutung dieser schwierigen Gebirgskämpfe südlich Predeal im Gesamtrahmen unseres Angriffs gegen Rumänien zu erörtern, ist noch nicht Zeit. Wohl aber ist abschließend bei diesem Siege noch einmal der Leistungen unserer Truppen zu gedenken. Sie haben nicht immer ohne Verluste, aber immer mit unwiderstehlichem Draufgängertum gekämpft. Sie haben im Kampf nicht nur mit einem tapferen Gegner, sondern auch mit Eis und Hunger, Abspannung und schlechten Verbindungen gelegen. Aus dem Dunkel dieser großen anonymen Gesamtleistung ist für einen Augenblick unser thüringisch-sächsisches Regiment 188 hervorgetreten. Aber neben ihm verdienen alle Bataillone und Batterien, die diesen zweiten Sperriegel brachen und heute schon südlich von ihm kämpfen, den gleichen Dank des Vaterlandes.

Nacht am Bucses

Predeal, 12. November 1916.

Die ganze Nacht rollt es durch die Lüfte ins Tal der Prahowa hinab. Wenn ein Langrohr schießt, zittert das leicht gebaute Palace-Hotel in allen Fugen. Die Artillerie hat weite Ziele. Dicker Nebel füllt das Tal, bedeckt die Spitzen der Berge. Hier kann im Finstern nicht geschossen werden wie im Westen, wo jeder Quadratkilometer fest aufgerissen vor dem Beobachter liegt. Im Dunkel der Nacht bewegen sich hier Freund und Feind. Morgens erwachen die Mörser und Haubitzen. Nachts jagen die Langrohrgeschosse auf sichere Ziele, auf weiter entfernte Kuppen in Richtung Sinaia. Bum—Bum. Das kleine, kalte Sommerzimmer des Hotels wackelt. Die zersprungenen

Fensterscheiben klirren. Zwei Geschosse wühlen sich heulend südwärts durch die Mondnacht.

Gestern haben die Rumänen auf den Kuppen südlich Predeal große Augen gemacht. Sie hatten fast alles fortgeschafft vom Bahnhof hier. Kein Wagen stand auf der breiten Geleisanlage, als wir kamen. Nur eine Lokomotive lag versteckt in einem Schuppen. Gestern haben sie an ihren Scherenfernrohren südlich Azuga gestaunt. Es rauchte und dampfte auf dem toten Bahnhof. Eine Lokomotive fuhr hin und her. Das Stationsgebäude ist wieder lebendig geworden. Wo die tote Gewehrbedienung im Speisesaal lag, wo alle Pulte und Schränke offen standen, wo am ersten Tage Pferde eingestellt waren — überall herrscht wieder Ordnung und Arbeit. Vom Palace-Hotel liegt der wiedererwachte Bahnhof gerade unter uns. Die Lokomotive nimmt Wasser, pfeift und rattert hinweg. Der Ton, der Anblick wärmt — in dem leeren Krachen der Geschütze, neben den toten Häusern, deren Ruinen schauerlich in dem weißen Mondlicht geistern.

Gegenüber dem Kloster von Predeal — zwei Kilometer südlich der Stadt — liegt ein Kinderhospital, ein Ferienheim, vor dem die Nachtfeuer einer parkierenden Kolonne glühen. Kalter Nordwind fegt von oben ins Tal herab. Über den Bach auf einem Baumstamm kommen Krankenträger balanciert. Sie bringen die letzten Verwundeten von oben ins Tal. Die liegen zugedeckt auf ihren Bahren. Aber durch das Rauschen des Baches hört man ihr Zähneklappern. Auch die Krankenträger frösteln. Sie machen vor dem Lagerfeuer halt, reiben ihre steifen Hände. Niemand sagt etwas. Die Verwundeten stöhnen. Dann packen die Träger wieder an und schreiten weiter ins Dorf bis dahin, wo die rote Lampe brennt.

Mondnacht in den siebenbürgischen Karpathen. Aufwärts durch den Hochwald. Steil hinan. Manchmal ein wassergefüllter Trichter am Wege, aus dessen dünnem Eisspiegel der Mond blickt. An rumänischen Stellungen vorbei, tiefen Gräben, Hütten mit Treppen, sorgsam ausgebaut — an kleinen Erdlöchern vorbei, die entgegengerichtet sind. Das waren die Angriffslöcher der Unseren, die vor acht Tagen hier sich Schritt um Schritt den Berg hinan kämpften. Plötzlich beginnt von oben ein heftiges Gewehrgeknatter. Ein tolles, sinnloses Durcheinander. Ein Auf- und Abwogen aus Hunderten von Läufen. Der feste Takt eines Maschinengewehrs dazwischen. Langsam ebbt es ab. Ein paar Schüsse klappern nach. Dann wieder Stille. So geht es jeden Abend, jede Nacht. Selten hat es etwas zu bedeuten. Manchmal gibt das Knacken eines Zweiges Anlaß zu Schießereien, die sich von Kuppe zu Kuppe auf viele Kilometer weiter pflanzen.

Immer höher. Die erste Kuppe. Die zweite. Von der zweiten sieht man ins südliche Tal hinab. Man sieht Azuga liegen. Aber wir sehen es nicht. Ein dickes, weißes Wattemeer von Nebel hüllt das lange, schmale Tal, den runden Kessel, in dem das kleine Dorf mit den großen Schornsteinen liegt. Karpathennebel. Der schlimmste

Feind unserer Kanoniere. Manchmal liegt das Tal, wo die Kanonen stehen, in lauterem Sonnenlicht. Dann lastet der Nebel auf den Kuppen. Manchmal liegen die Kuppen frei. Dann stecken die Kanonen im Talnebel. Manchmal scheint oben und unten die Sonne. Aber die Berge tragen einen Nebelgürtel um die Hüften. Dabei sind die Tage kurz. Die Kanoniere liegen neben ihren Rohren und schelten.

Immer höher. Der Atem raucht in der kalten Nachtluft. Da — auf einer Lichtung des Waldes — vor uns — im fließenden Mondlicht — ein Mensch! Ein deutscher Soldat. Ein Musketier. Lang aufgeschossen, ohne Mantel, den Kragen des Rockes aufgeschlagen, die Hände in der Tasche, das Gewehr quer vorn — schlendert er über die Lichtung nach oben. Einmal sieht er sich um. Dann sinkt der Kopf wieder nach vorn. Man sah eine Brille blinken. Auch das blanke Leder an seinen Knien glänzt im Mondlicht. Wir halten die Schritte, den Atem an. So verschwindet er zwischen den dunklen Tannen. Wie eine Vision. Größer und größer werdend. Wie das Symbol eines ganzen Volkes — hier zwischen namenlosen Tannen auftauchend — in einem abgelegenen Winkel der Transsylvanischen Alpen.

Endlich auf der Kuppe des Baiului. Gestern mittag lagen wir hier in der warmen Sonne. Jetzt ist die Erde bereift. Der Wind bläst eisig über die kahlen Hänge. Aus dem tiefen Nebelmeer ragen im Osten die Ketten und Köpfe des Taurului, des Azugui empor. Im Nebel klettern heulend die Geschosse von Predeal auf — im Nebel pfeifen sie jenseits Azuga hinab. Vor uns im Westen der Riese Bucses — eine schimmernde Steinwand — 2500 Meter hoch — aus dunklen Gründen aufsteigend — endend in dem schneebedeckten Zacken des La Omu. Über dem allen die blauweiße Kuppel des Mondhimmels. Auf einer Zacke des Bucses muß eine Hütte mit Fenstern oder ein Glas, oder ein blinkender Stein liegen. Irgend etwas leuchtet oben wie ein Auge — wie ein sprühender Stern. Der Anblick dieser nächtlichen Berge läßt erschauern. Längst vergessene Ehrfurcht steigt auf. Goethesche Erinnerung. Als ob der Krieg, dieser Krieg, nie gewesen wäre. Aber rasch senkt sich der Blick. Vor uns im Sattel unten flimmert ein dünnes gelbes Licht. Soldatenfeuer. Kein Raum für Ehrfurcht vor dem toten Stein. Hier liegen Menschen aus Thüringen oder Schwaben — am Rande des Orients — in schneidender Kälte — im dritten Jahr — — leiden und kämpfen für ein fernes Menschenziel.

Wir schleichen den Sattel hinab. In einem aufgewühlten Graben plötzlich gespenstisch ein schlafender, ein toter Rumäne. Er liegt auf dem Rücken, halb emporgerichtet, den Kopf zur Seite. Marmorn, friedlich, ohne Schmerz, weder Rache noch Mitleid heischend — schon ganz Natur geworden. Und dennoch — irgend etwas in uns lockt, diese tote Blöße zu bedecken. Als ob die Scham sich in uns regte für diesen ganzen blutigen Irrsinn — die Menschenscham gegenüber dem

reinen Himmel und der kalten, klaren Nacht, die über Bukarest und Douaumont in gleicher Helle strahlt.

Am Feuer liegen sie. Im Graben dicht zusammengedrängt. Das Feuer muß ganz klein bleiben. Es darf nicht flackern. Es darf nicht rauchen. Sonst schießt es von drüben. Der Graben ist nackt — ohne Holz, ohne Deckung. Kein Stroh. Kein Laub. Vom Boden und von den Wänden des Grabens glitzert Reif und Eis. Die Männer rühren sich nicht. Ihre Gesichter, die im Schein des Feuers leuchten, sind voll Stoppeln. Ihre Haare wachsen über Ohren und Kragen. 14 Tage lang wuschen sie sich nicht. Seit Monaten kein Dach über dem Kopfe. Diese Männer eroberten Hermannstadt — und marschierten vorbei. Sie befreiten Kronstadt — und marschierten vorbei. Selbst die Ruinen von Predeal waren ihnen nicht gegönnt. Immer in vorderster Linie — immer unter kaltem oder warmem oder nassem — immer unter freiem Himmel.

Wenn sie reden, reden sie fast nur in Sticheleien. Sie machen sich übereinander, über ihre Haare, ihr trockenes Brot, ihr Lager, die Kälte, den Hunger, über alles lustig. Ihr grimmer Humor entspringt nicht einer im Kriege gewordenen Roheit. Es ist ein Selbstschutz gegen Härten, die auf die Dauer durch Begeisterung allein schwer ertragbar werden. Dieser Humor hat nichts mit den „Fliegenden Blättern" zu tun. Manchmal schneidet er ins Herz, manchmal klingt er gezwungen. Ein Sachse allein wurde melancholisch und ernst. „Wenn das nur die daheeme wüßten," sagte er, und setzte seufzend hinzu: „hauptsächlich die Frauenzimmer."

Gegen Morgen erreicht die Kälte ihren Höhepunkt. An den Bärten der Männer bildet sich Eis. Die Reden sind verstummt. Hie und da stöhnt einer, schüttelt sich, und kriecht in sich zusammen. Ein paar Schüsse fallen bei den Honveds. Niemand kümmert sich darum. Einer sieht nach Osten, wo die Berge einen schmalen Spalt in die Ebene lassen. In der Ebene ist es warm. Beginnt der Horizont zu bleichen? Aber nein — noch zeigt sich nichts. Der Mond leuchtet in voller Kraft. Ein Nachtvogel heult von der rumänischen Kuppe her. In regelmäßigen Pausen pflügen die Geschosse der Langrohrkanonen von Predeal seitwärts vorüber nach Süden.

Der Durchbruch am Szurdukpaß

An der walachischen Front, November 1916.

Mit der ersten Erstürmung des Szurdukpasses, Ende September, begann die Säuberung Siebenbürgens. Mit der zweiten, Anfang November, wurde der Einmarsch in Rumänien eingeleitet. Dazwischen liegen harte Kämpfe im Raum von Petroseny. Kämpfe, die bei der Übermacht des Gegners, dem schwierigen Gelände und plötzlichen

Schneestürmen auch uns zuweilen in schwierige Situationen brachten. In diesen wechselnden Kämpfen haben die spärlichen Truppen der Verbündeten bei Angriff und Verteidigung Großes geleistet, unbekannt gebliebene Taten verrichtet, die dennoch die Basis abgaben für die gewaltigen Erfolge der Einmarscharmee, die im Laufe des November im Raume von Petroseny versammelt wurde.

Welche Gründe maßgebend waren, den Durchbruch des feindlichen Grenzverteidigungswalles gerade hier anzusetzen, kann jetzt nicht erörtert werden. Die Schwierigkeiten liegen auf der Hand. Der Gegner hatte vier gute Anmarschwege in das Becken von Petroseny. Außer der Szurdukstraße die Vulkanstraße, sowie östlich und westlich dieser beiden noch zwei während des Krieges ausgebaute Militärstraßen, die an der Grenze endigten. Uns selbst stand nur eine, eben die Szurdukschluchtstraße zur Verfügung. Diese Straße hat keine Bahn, wohl aber eine Reihe von Kunstbauten, mit deren Vernichtung durch den Gegner gerechnet werden mußte. Auf dieser einzigen Straße sollte eine ganze Armee mit Artillerie und Nachschub in kurzer Zeit durch die Berge — man findet keinen anderen Ausdruck — geschleust werden. In kurzer Zeit. Denn darauf ward das größte Gewicht gelegt: alle Truppen sollten möglichst plötzlich, möglichst zugleich und massig am Nordrand der Walachei auftauchen, um sich dann wie ein Ölfleck auf dem Wasser nach allen Seiten zu ergießen.

Die Vorbereitungen zu diesem Durchbruch mußten besondere sein. Zu allem anderen kam hier die Ausarbeitung einer richtigen Wegepolizeiordnung — genau der Masse und der Marschordnung der Truppen und genau der Trace des Weges angepaßt. Diese minutiös ausgearbeitete Wegevorschrift — noch heute kann man überall im Paß die Schilder mit den immer erneuten Befehlen hängen sehen — ist durch eine besondere Gruppe mit rücksichtsloser Energie durchgeführt worden. Nur so war ein Gelingen des Marschplans möglich. Sie hat sich glänzend bewährt, ein Muster organisatorischer Kleinarbeit. Kaum eine einzige Stockung ist in den kritischen Tagen eingetreten. Dieser Gewaltmarsch einer ganzen Armee durch eine einzige Schlucht in wenigen Tagen wird in der Kriegsgeschichte dauernd vermerkt werden.

Als die Operationen begannen, stand der Feind beiderseits der 30 Kilometer langen Szurdukschlucht in den Bergen unseren Vortruppen gegenüber. Kavallerieaufklärung war in dem schwierigen Gelände unmöglich. Dafür begünstigte klares Sonnenwetter unsere Fliegeraufklärung. Flieger stellten fest, daß der Feind am Südrand des Gebirges zahlreiche Stellungen ausgebaut hatte. Besonders den Ausgang der Szurdukschlucht bei Bumbesti hatte er stark verriegelt. Hier wurden wieder die schon aus dem Törzburger- und Predealpaß bekannten rumänischen Panzerturmbatterien festgestellt — daneben eine Anzahl stärkerer Infanterie- und Artilleriestützpunkte.

Der Feind sollte überrascht werden, wenigstens in dem Maße, wie

es überhaupt bei der allseitigen Ausgestaltung des Nachrichtendienstes im modernen Kriege möglich ist. Er ist überrascht worden. Nicht nur, daß er überhaupt mit einem Massenangriff gerade an dieser Stelle seiner Grenze schwer rechnete. Auch, daß der Hauptstoß gerade aus der Szurdukschlucht kam, hatte er nicht gedacht. Die Aufstellung seiner Truppen, die besondere Verstärkung seines linken Flügels, lassen vielmehr den Schluß zu, daß er unseren Hauptangriff, wenn überhaupt, so vom Vulkanpaß herab erwartete.

Am 10. November waren die Vorbereitungen beendet. An demselben Tage sollte mit einem vorbereitenden Angriff begonnen werden. Wir standen damals ungefähr auf einer Westost-Linie, die die Szurdukschlucht in der Mitte, da wo das Kloster Lainici liegt, durchschneidet. Das Ziel dieses ersten Angriffs war östlich der Schlucht eine Linie, die von der Höhe Urma Boului nach der Höhe Deal Mare zieht. Westlich der Straße wird das Ziel durch die Höhe Plesa und die Kuppe Deal Gornicilul bezeichnet. Am Abend des 10. war die vorgeschobene Linie programmäßig erreicht. Besonders heftige Kämpfe kostete die Erzwingung der Urma Boului, die von der nordöstlich vorgelagerten Höhe Moldevisul gestürmt wurde.

Der 11. November war der Hauptangriffstag. Es galt, die feindlichen Stellungen längs des ganzen südlichen Gebirgsausganges zu nehmen. Der rechte Flügel, westlich der Straße fechtend, kam, nachdem ein heftiger Widerstand des Feindes auf der Gruba Mare gebrochen war, gut vorwärts. Am linken Flügel bedurfte es wieder schwerer Kämpfe, die zähe Widerstandskraft des sich auf die Anlagen von Bumbesti stützenden Gegners zu überwinden. Erst als unsere schwere Artillerie diese Anlagen unter konzentrisches Feuer nehmen konnte, brach seine Kraft zusammen. Die Mitwirkung der Artillerie war naturgemäß, solange wir in der Schlucht staken, sehr erschwert, da unsere gesamten Batterien auf der einen Straße in Stellung gebracht werden mußten. Sie verrichtete trotzdem gute Arbeit. Aus der Panzerturmbatterie von Bumbesti schoß sie einen Turm gänzlich zusammen; ein anderes Geschütz wurde aus seiner Eisendeckung gerissen und 30 Meter weit fortgeschleudert. Ein großer besetzter Unterstand ward durch einen Volltreffer vollständig verschüttet. Am Abend des 11. November hatten unsere beiden Flügel ihre befohlenen Linien eingenommen, die Paßstraße selber war jetzt bis zum Ausgang in unserer Hand. Wir standen überall am Ausgang der Berge.

Am 12. November ward der Erfolg des Hauptangriffes ausgenutzt. Die Mitte besetzte Bumbesti, ein langausgestrecktes Dorf östlich der Heerstraße nach Targu Jiu, seit einigen Jahren der nördliche Endpunkt der rumänischen Eisenbahn. Im Westen ward das Dorf Schela gewonnen, im Osten das Höhengelände südlich Stanceetii besetzt. Hier flammte der Widerstand des Feindes noch einmal auf. Von Südwesten, aus der Gegend des Bahnhofs Bumbesti, warf er mehrere Bataillone gegen unseren linken Flügel, die aber alle zurückgeworfen wurden. An

diesem Tage wurde auf dem Bahnhof Bumbești noch Bewegung beobachtet. Ein Panzerzug fuhr vor, ohne zu schießen, anscheinend nur zur Beobachtung. Die letzten Züge verschwanden in Richtung Süden. Es war die höchste Zeit. Noch am Abend wurde der Bahnhof, der ziemlich südlich der Stadt liegt, besetzt. Wir erbeuteten dort 15 Kilometer Kleinbahnschienen, die vertragsgemäß längst von der rumänischen Regierung auf den Bau der sogenannten Körnerbahn hätten verwandt werden sollen. Diese Straßenfeldbahn sollte zwischen Bumbești und Petroseny den Getreideverkehr der Mittelmächte mit Rumänien erleichtern.

Am 13. November begann der Vormarsch in der nunmehr breit vor unseren Truppen sich dehnenden walachischen Ebene. Jetzt setzte starkes Schneetreiben ein, das einige Tage vorher den Gang der Gefechte im Gebirge vielleicht gestört hätte, jetzt aber die Heranschaffung unseres Nachschubes nicht mehr stören konnte. Hinter der fechtenden Linie ergoß sich nun aus dem Paß die Masse der Artillerie und unserer Reserven. Kavallerie trat vor- und seitwärts in Aktion. Während die Flügel östlich das Tal des Gilort, westlich das des Motru zu erreichen strebten, drang die Mitte im Jiultal kräftig vorwärts. So schnell ging der Vormarsch, daß, wie schon früher im Gebirge, so auch hier links und rechts der Straße kleinere Gruppen des Feindes einfach stehen gelassen wurden. Mit ihnen beschäftigten sich zum Teil unsere Kolonnen. So erreichten wir am 13. November mit dem rechten Flügel von Schela aus Valoriu, mit der Mittelgruppe Sambotin und Tetila, mit dem linken Flügel Baroaciul.

Am 14. November schien sich der Gegner auf der sogenannten Padurea Mare (großer Wald) nordöstlich von Targu Jiu stellen zu wollen. Er hatte sich dort in flüchtig aufgeworfenen Schützenlöchern eingegraben und das Gelände war für einen Widerstand nicht ungeeignet. Diese Waldhöhen wurden jedoch leichter, als man dachte, überrannt. Und während der Feind sich südöstlich zurückzog, stießen wir auf der Heerstraße bis Vadeni vor. Dieses Dorf war noch stark besetzt, als eines unserer Panzerautos bis auf 100 Meter sich den rumänischen Schützengräben näherte. Zwei feindliche Kompagnien wurden von den Maschinengewehren des Autos fast restlos erledigt, da die eigenen Drahthindernisse den Leuten den Rückzug versperrten. An 300 Tote bedeckten die Linie, als unsere Truppen abends in Vadeni einzogen.

Am 15. November ward die Verfolgung des geschlagenen Feindes fortgesetzt. Sein Widerstand schien nachzulassen und beschränkte sich an diesem Tage auf leichtes Feuern zurückgebliebener Postierungen. So zog unsere Mittelgruppe fast kampflos in Targu Jiu ein, der ersten größeren Stadt der nördlichen kleinen Walachei. Gleichzeitig hatten die Flügelgruppen die Seitentäler des Gilort und der Motru fast erreicht. Da erhielt der geschlagene Feind plötzlich neue Verstärkungen. Auf den Höhen südöstlich von Targu Jiu, zwischen Jiul und Gilort,

stellte er sich mit starken Kräften. Am 16. November begann die Schlacht von Targu Jiu, die über das Gelingen unseres Durchbruchs endgültig entscheiden mußte.

Einmarsch in Rumänien

An der Front in der Walachei, Mitte November 1916.

Petroseny. Ein düsteres Kohlendorf mit Fördertürmen, rauchenden Essen, Schwebebahnen, kahlen Arbeiterwohnungen, schmutzigen Straßen, mit Walachenkneipen und schreiender Kintoppreklame. Düster trotz des weißen Schnees, der das Becken und die umliegenden Berge bedeckt. Fettiger Rauch liegt über dem Dorf, vermischt mit Nebel, aus dem gelbrot die Laternen blinzeln. Dieses Dorf ist heiß umkämpft worden. Zweimal legte der Rumäne die Hand auf die wertvollsten Kohlengruben Ungarns. Zweimal trieben unsere Truppen ihn aus dem Becken hinaus. Die Stadt hat schwere Krisen durchlebt. Ihre Bevölkerung irrt in Ungarn und Rumänien umher. Viele Häuser sind ausgeplündert, einige verbrannt. Aber seit kurzem ist Petroseny ein geschichtlicher Name geworden. Aus diesem Kohlendorfe, von seinem Bahnhof, nahm der Einbruch in Rumänien seinen Anfang. Die Stadt wimmelte von Stabsquartieren vor 14 Tagen. „Im Raume von Petroseny wurde die verbündete Armee versammelt, die zum Durchbruch der feindlichen Linien südlich des Vulkan- und Szurdukpasses bestimmt war," sagte der Hauptmann in Targu Jiu, während unsere Geschütze schon tief in der Walachei donnerten. Der Bahnhof Petroseny ist eine kleine quirlende Stadt für sich geworden. Neue Truppen, Rote-Kreuz-Schwestern, Granatenkisten und eiserne Bettstellen für die großen Kriegslazarette verlassen den Zug, der aus der ungarischen Ebene das Strelltal heraufgekrochen kommt.

Südwestlich von Petroseny beginnt der Szurdukpaß. Marsch im Szurdukpaß. Links und rechts der engen Straße die steilen Felsen, deren Spitzen sich im Nebel verlieren. Alles voll Schnee — die Straßen, die Felsen, die steile Böschung, die in den Jiul hinabfällt, die spärlichen Tannen, die dünnen Laubbäume, die sich mühsam in den Felsritzen anklammern. Dreißig Kilometer steigt und fällt und wendet sich diese Schluchtstraße neben dem gurgelnden Wasser des Jiul durch die rumänischen Alpen. Der Fluß bildet runde, grüne Seen, schäumende Wasserfälle, die Berge treten in Klippen, Nadeln, Riegeln in den Fluß. Ein verwirrendes, ermüdendes Spiel von Idyllen und Grotesken. Und durch dieses schaurig-schöne Naturtheater wälzen sich tagelang unsere Männer und Pferde, Wagen und Kanonen. Als der Zug begann, lag die Paßstraße noch unter blauem Himmel. Heute stapfen unsere Bataillone durch tiefen Schnee, und

wenn sie biwakieren, beleuchten ihre Lagerfeuer eine winterliche Nachtlandschaft.

Es gibt wenig Biwakplätze im Szurdukpaß. Ein angeschwemmter Kiesfetzen im Flußbett — ein kleiner, sanft abfallender Erdrutsch zwischen den Felswänden — alles ist kostbarer Lagerboden, genau verteilt auf die lange Strecke. An manchen Stellen haben die Leute eine Brücke über den reißenden Fluß geschlagen — nur wegen eines kleinen Erdflecks auf dem anderen Ufer, wo hundert Mann gedrängt wie Heringe ein paar Stunden im Schnee liegen können. Kilometerweit ringsum kein Mensch. Und doch kein Platz für einen müden Körper. Wo sonst ein Bataillon kampiert, richtet sich hier ein Regiment ein. Da liegen sie ohne Dach, ohne Streu für die Pferde. Aber auch kein Holz ist da. Jeder Mann, der durch den Szurdukpaß marschiert, trägt auf seinem Tornister einen Scheit Brennholz für die Nacht. Diese Schluchtstraße hat manchen kräftigen Fluch gehört. Aber man hat auch Bilder gesehen, die zu den großen und unvergeßlichen Siegesbildern dieses Krieges gehören.

„Woher Ihr nur die vielen Soldaten habt?" — fragt der steirische Pionier, als wir auf dem verschneiten Betongeländer sitzen, das auf der rumänischen Seite das Flußufer begleitet. Woher kommen diese Bataillone in den Tagen der Sommeschlacht — fragen auch wir — diese Bataillone, die neu ausgerüstet in voller Kriegsstärke eines nach dem anderen durch den Paß marschieren, während die fechtenden Kameraden schon südlich Targu Jiu liegen? Woher die Reiterregimenter, die in endloser Reihe mit flatternden Fähnchen die Straße entlang traben, als ob es August 1914 wäre? Woher diese Feldbäckereien und Sanitätskolonnen, die hier plötzlich aus der namenlosen Erde des Szurdukpasses gestampft sind? Kavallerie im Engpaß. Sie singen wie im Frieden, wenn sie zum Exerzierplatz hinausrücken. Kavallerie auf dem Vormarsch! Vergessen sind die dumpfen Schützengräben. Seit Serbien sah man keine deutschen Reiter auf dem Vormarsch. Jetzt drängen sie sich in langer Kette durch die Schlucht. Aber bald hört die Schlucht auf. Dann ergießen sie sich strahlenförmig auf allen Wegen in die Ebene — Husaren und Dragoner — in die reiche Walachei. Was kostet die Welt? Und dabei sind wir im dritten Kriegsjahr.

Auf rumänischer Seite, hinter dem kleinen, unscheinbaren blaugelbroten Schilderhaus an einer der engsten Stellen des Passes, wo siegesfrohe Rumänen in dicken, großen Menniglettern sich am Felsen verewigt haben, drüben auf rumänischer Seite ist die Paßstraße eine der besten Europas. Während die Ungarn auf ihrer Seite eifrig die kleine Feldbahn ausbauten (die sogenannte „Körnerbahn"), die das rumänische Getreide von Targu Jiu hinüber nach Petroseny schleppen sollte, zogen die Rumänen es vor, ihre Paßstraße zu einer militärischen Verbindung ersten Ranges umzugestalten. Die Schienen und Weichen ihres Streckenanteils ließen sie ruhig auf dem Bahnhof Targu

Jiu lagern. Dafür bauten sie im Paß neue, starke Betonbrücken über den Fluß, legten auf den seitlichen Höhen kräftige Stellungen an und befestigten den Paßausgang bei Bumbesti durch Höhenerdwerke und Panzertürme. Unbenützt liegen heute die dünnen Schienen der „Körnerbahn" störend im Schnee und Schlamm der Straße. Aber auch über die schönen Bogenbrücken aus Eisen und Beton fährt kein rumänischer Wagen mehr. Der Paßverkehr in der Szurdukstraße — einst wichtig für die Ernährung der mitteleuropäischen Festung — ist den Schikanen des Bukarester Ministeriums endgültig entzogen.

Alles im Paß marschiert in einer Richtung. Kaum ein einziger Wagen begegnet uns, der nach Norden fährt. Alles marschiert in einer bewußten Spannung. Die Ebene. Wann kommt die Ebene? Wann hört die dumpfe Paßluft auf? Dies nebelige Halbdunkel? In der Ebene muß Sonne sein. Und Platz und Dörfer und Menschen und Brunnen und reichliche Nahrung. In der Ebene erst kommt das richtige Rumänien. In der Ebene kommt vielleicht der Friede...

Aber noch schlängelt die Schlucht endlos zwischen den Bergen hin. Einmal — beim Kloster Lainiei — baucht sie sich zu einem winzigen Kessel aus. Hier stehen ein paar Häuser, ein paar Bäume, ein paar Bänke, die nach Sommergärten aussehen. Sonst aber erblickt die Truppe während des ganzen Marsches keine menschliche Siedlung — nur Wasser und Felsen und jenes rumänische Flußgelände, dessen endlose Bogen der Soldat, der den Ausgang des Passes erwartet, vergeblich zählt. Gegen dies verschneite Geländer gelehnt mit schweren Tornistern und Rucksäcken stehen die Maroden. Sie rühren sich nicht, wenn ein Lastauto rücksichtslos durch den Schlamm poltert und sie bis oben hin mit Dreck bespritzt. Die anderen springen zur Seite und schimpfen. Aber die meisten Wagen fahren langsam und respektvoll an den Männern mit dem Tornister vorbei. Wenn man sie nachmittags trifft, sind sie stumm und blicken gebückt und müde vor sich hin. Aber morgens singen sie trotz des schlechtesten Biwaks. Kurz nach Lainici kreuzte ein badisches Bataillon unseren Weg — leicht erkenntlich an den vielen gelbroten Bändern im Knopfloch. Was sangen sie? „Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen." Tief in Rumänien. Als ob sie wüßten, daß ein Sieg in der Walachei nicht nur die Rumänen, sondern auch den alten Gegner der Badener von der Lorettohöhe empfindlich trifft. Als sie dort marschierten, war die vierte große Feldschlacht der Falkenhaynschen Armee, die Schlacht von Targu Jiu, im vollen Gang.

Warum haben die Rumänen ihre Brücken im Jiultal nicht zerstört? Ein Gefangener sagte, sie seien zu schön gewesen. Sicher marschierten wir ihnen zu schnell. Sie haben die Straße an zwei Stellen gesprengt. An einer verkündet eine stolze Tafel das Lob der bayerischen Pioniere, die sie in kurzer Zeit wieder herstellten. An der anderen Stelle haben sie einen gewaltigen Erdrutsch künstlich herbeigeführt. Aber auch hier marschieren unsere Kolonnen heute schon munter über die Zerstörung

hinweg. Tag und Nacht arbeiten Pioniere, Gefangene, Russen und Serben, walachische Bauern an der Reinhaltung dieser Straße. Nur durch fortwährende Arbeit, durch rücksichtslose Handhabung der Wegpolizei war und ist es möglich, unsere Einfallsarmee durch dieses schmale Gebirgstor zu schleusen und sie in guter Verbindung mit ihrem Hinterland zu halten. Alle friert — den ungarischen Schipper, den russischen Kriegsgefangenen in seiner abgetragenen, zwei Jahre alten Uniform, den Walachen in seinem schreiendbunten Flick- und Pelzwerk. Alle stehen an der Seite der Straße, stützen sich einen Augenblick auf ihre Schippe und staunen den grauen Heerwurm an, der sich nie erschöpfend an ihnen vorbei nach Süden wälzt.

Plötzlich wird es heller. Die Felsen rücken links und rechts. Der schmale Himmelsstreifen breitet sich. Kein neuer Riegel versperrt den Blick. Schwarze Häuser mit rauchenden Schornsteinen tauchen auf. Die Felsen verschwinden. Alles richtet sich empor und blickt nach vorn. Keine Täuschung. Andere Luft. Anderes Licht. Die Himmelskuppel wölbt sich tief hinab an den Horizont. Alle Maroden vergessen ihre Schwäche, ihre wunden Füße für einen Augenblick. Von einer kleinen Höhe, da wo links die Panzertürme stehen, gleitet der erste Blick in die Ebene hinab. Auf die schnurgerade Straße nach Targu Jiu. Auf die weiten verschneiten Maisfelder. Auf die erste rumänische Eisenbahn, mit der man im Frieden in ein paar Stunden in Bukarest war. Auf die hohen Stroh- und Heuschober. Auf die zahlreichen Dörfer, die man zuerst vor Schnee nicht sieht. Zwar, es ist kalt und neblig, auch hier draußen. Aber es ist eben und frei und luftig wie zu Hause. Man hat die nächste Stunde in der Hand. Und vielleicht gibt es ein Nachtquartier in geschlossenem Raum. Alle Muskeln spannen sich zum letztenmal. Vorwärts in die walachische Ebene!

In Targu Jiu

An der walachischen Front, Mitte November 1916.

Draußen, im Süden der Stadt, auf den Höhen, im Nebel, im Schnee tobt die vierte große Schlacht dieses Feldzuges. In den Straßen, in den verschneiten Gärten des Villenviertels lagern die Reserven — Jäger, Radfahrer, Pioniere — jeden Augenblick zum Eingreifen parat. Der Schnee rieselt lautlos auf die ausgestorbene Stadt, in der gestern noch sicher die Rumänen saßen. Heute herrscht hier allein der Soldat — der Soldat und seine Bedürfnisse. Aus allen Schornsteinen rauchen die wärmenden Öfen. In den rutengeflochtenen Hütten der Landarbeiter wie auf den Parkettböden schnell reich gewordener Industrieller liegen sie ausgestreckt — die Männer, die wochenlang ohne Dach im Gebirge hausten. Das Feuer prasselt im Kamin. In der Küche schmort das Fleisch auf dem Herd. Irgendwo

hat man noch Tabak gefunden. So ist die Ebene, von der man oben träumte, als die Eisnadeln einem das Gesicht zerkratzten.

Der General sitzt ruhig bei Tisch. Aber öfter gleitet der Blick zum Fenster hinaus. Immer noch schneit es. Der Nebel will nicht steigen. Unsere Artillerie grollt unaufhörlich aus dem Süden. Aber sie hat keine guten Ziele bei diesem Wetter. Wieder gleitet der Blick hinaus. „Dreißig Meter weit kann man sehen. Dann ist alles gut," sagt der General. „Aber wenn wir das Wetter nicht hätten, könnte die Schlacht schon heute entschieden sein." Der General erzählt lächelnd, daß er selber den Direktor der Bukarester Militärschießschule einst ausgebildet habe.

Die Stadt ist ein rumänisches Mikrokosmos. Dicht neben den vorgeschichtlichen Erd- und Holzhütten besitz- und rechtloser Fronarbeiter stehen in weiten gepflegten Gärten die solid gebauten Palastvillen der agrarischen und industriellen Großbourgeois. Mit französischen Originalradierungen an den Wänden. Mit Londoner Mänteln und Hüten in den Schränken. In den Remisen elegante Kutschwagen. Targu Jiu ist ein Dorf. Aber so bedürfnislos seine Zinsbauern sind, so üppig leben seine Reichen — in einer Zahl, die für deutsche Städte dieses Ranges ganz abnorm ist. Daß zwischen den modernsten Pariser Bildern plötzlich ein seit drei Jahren nicht verputzter Mauerfleck klafft, darf nicht stören. Dafür sind die Leute auf ein halbes Dutzend Bukarester Zeitungen abonniert, und für die sinnliche Kultur des Körpers ist mit einem Raffinement gesorgt, wie in einem Lusthaus. Targu Jiu, dieses Dorf, hat ein neues Gymnasium, mit dem manche Großstadt Deutschlands nicht konkurrieren kann. Hier gibt es Cafés und Bars, Wirtschaften mit Séparées. Aber draußen auf dem Acker wandert der in Naturalien bezahlte Fronbauer, der den Reichtum des Landes schafft, noch hinter demselben altertümlichen Holzpflug her, den sein Vorfahr vor tausend Jahren benutzte. Rumänien ist kein Ausbund unter den europäischen Staaten. Aber nirgends klafft dem Fremden der Riß zwischen gewordener Volks- und gemacht-importierter Gesellschaftskultur so plötzlich und schreiend in die Augen wie hier in der Walachei. („Alle Kultur kann nur organisch werden," sagte der General.)

Der Nebel hebt sich nicht. Der Kampf schlummert ein. Das nervöse Abendschießen der Infanterie beginnt. Einige Reserven ziehen ab ins Quartier. Aber auch hier können nicht alle unter Dach kommen. Auf der weiten schneebedeckten Ebene flammen Biwakfeuer auf. Kolonnen parkieren. Aber wie anders als droben im Paß. Bis zu den Knien stehen die Pferde im Stroh, das reichlich aus den riesengroßen Schobern winkt. Und Platz die Fülle. Jeder Fahrer kann sich in ein breites tiefes Strohbett packen. Glücklicher freilich sind die in den Häusern und Hütten — Menschen und Pferde. Das ist rührend — wie sie die Pferde in die Keller und unter die Veranden ziehn, wo immer nur eine Mauer oder ein Dach gegen Zug und Kälte schützt.

So kommt die Nacht. Hier klimpert noch eine Gitarre. Hier quiekt ein Schwein zum letztenmal. Ein Gendarm verhaftet ein beladenes Zigeunerpaar, das die Zeit des Interregnums schlecht verwandte. Allmählich wird es ruhig in den Häusern. Nur auf der Hauptstraße poltern die Munitionskolonnen die ganze Nacht südwärts. Und an den Telegraphenstangen klettern die Männer mit den Hakenschuhen unermüdlich auf und ab, das Land mit einem Spinngewebe von roten Kupferfäden zu überziehen — vom vordersten Bataillonsstand bis hinten jenseits des Gebirges, von wo die letzten Entscheidungen kommen.

Nacht in Targu Jiu. Tief in der Walachei. Durch den Nebel brummt ab und zu ein Mörser herüber. Die weißen Tannen des Gartens blicken winterlich in das gardinenlose kleine Zimmer. Das Feuer prasselt im Kamin. In diesem kleinen Zimmer arbeitete bis vor kurzem der junge T.

Der junge T. war Advokat. Er hatte in Paris studiert wie fast alle seine Kollegen. Denn dieses Land lebt nach französischem Recht. Auf dem Bücherbrett steht die lange Reihe des Code civil und seiner Kommentare. Aber die juristische Bibliothek des jungen T. ist klein. Die politische ist größer. Er war der Sohn reicher Eltern — der junge T. Aber er korrespondierte mit Leidenschaft aus Targu Jiu für eine Bukarester Zeitung. Er war stolz auf dieses Amt, Provinzkorrespondent eines hauptstädtischen Blattes zu sein. Wenn sein Bereich hier oben an der ungarischen Grenze politisch auch nicht wichtig, wenn die Bukarester Zeitung, für die er schrieb, auch nicht eine der größten war, es bedeutete immerhin einen Anfang. Einen Anfang der politischen Zukunft, von der der junge T. wie jeder junge Rumäne träumte. Er war noch sehr jung, der Advokat T. Er trug künstlich gewellte Haare, gebrauchte viel Parfüm und spielte Violine.

Ob er ein Liberaler war oder ein Konservativer, ob er Peter Carp in seinen Korrespondenzen lobte oder tadelte, ist nicht zu sagen. Er interessierte sich für alles, er kaufte alles und las alles. Und wenn viele Rumänen vor dem Kriege ihre geistige Neutralität so ernst aufgefaßt haben wie der junge T., kann sich das Land gratulieren. Da steht Wetterlé neben Rohrbach, die deutschen neben den englischen amtlichen Publikationen, Propagandaschriften von Belgiern und Österreichern, Bilderserien aus dem deutschen und französischen Frontleben. Dies alles hat der junge T. gelesen. Bis in dieses kleine Zimmer von Targu Jiu warfen die großen Propagandafabriken von London, Berlin und Paris ihre Frage- und Ausrufungszeichen. Jeder suchte das Gehirn des kleinen T. für sich zu gewinnen. Sicherlich hatte am Ende der kleine T. über alles seine besondere Ansicht. Aber aus der Tatsache, daß am Boden des Zimmers seine soldatische Erkennungsmarke liegt, kann man nicht folgern, welches diese Ansicht war.

Der junge T. las auch unpolitische Bücher. Da steht Byron und Ranke, Gottfried Keller und Flaubert, Frenssen neben Fontane. Und

erschütternde Bücher über das Elend der Pariser Näherinnen. Alle wirklich gelesen, mit Eselsohren und Ausrufungszeichen. Wenn nicht klar ist, ob der junge T. für oder gegen Take Jonescu war, so ist doch ganz sicher, daß er ein lebendiger suchender Mensch war. Diese Bücher, diese Bleistiftstriche, diese Namen — für einen Augenblick reicht man über diese Geister hin dem jungen T. die Hand. Und während draußen die Mörser brummen, ergibt man sich für eine stille unbewachte Stunde dem Traum der Menschlichkeit.

Von Targu Jiu bis Craiova

Standort eines Korps, Ende November 1916.

In maßloser Überschätzung seiner eigenen Kraft, in Unterschätzung der numerischen Stärke unserer Einfallsarmee, die er etwa auf ein Viertel ihrer tatsächlichen Größe taxierte, hatte sich der Rumäne Mitte November auf den Höhen zwischen Jiul und Gilort gesetzt, um eine Vernichtungsschlacht gegen uns zu schlagen. Zahlreiche Gefangenenaussagen, darunter die hoher Offiziere, berichteten von den großen Erwartungen, die die rumänische Heeresleitung an den Ausgang gerade dieser Schlacht knüpfte. Die kleinen Vorteile, die der Gegner einige Wochen vorher gegenüber unsern stürmisch vorgebrochenen Spitzentruppen am Ausgang des Szurdukpasses errungen hatte, mögen seinen Mut noch gesteigert haben. Wie damals herrschte auch jetzt nebeliges Schneewetter, das die volle Wirkung unserer Artillerie behinderte. Daß der Gegner wirklich glaubte, unsere Einfallsarmee restlos schlagen und gefangen nehmen zu können, beweist die ganze Anlage und seine Taktik während der Schlacht.

Als die Schlacht bei Targu Jiu begann, stand der linke Flügel des Feindes etwa bei Valeni im Jiultal, der rechte bei Petresti im Gilorttal. Nach den detaillierten Aussagen eines gefangenen Bataillonskommandeurs sollte die Mitte der Front von den Rumänen gehalten werden. Der linke Flügel sollte von Westen her, der rechte Flügel von Osten her in unsern Rücken fallen, die einzige Verbindungsstraße nach hinten, die Szurdukstraße, schließen, und der nunmehr abgeschnittenen und eingekesselten deutsch-österreichisch-ungarischen Einfallsarmee sollte auf den Höhen von Targu Jiu ein kleines Sedan bereitet werden. Der Plan war als Theorie nicht übel — „unser Unternehmen ist großzügig, aber auch sehr kühn," äußerte sich der deutsche Befehlshaber mir gegenüber während der Schlacht — aber der große Fehler der Rumänen war die völlig unzureichende Zahl von Truppen, mit denen sie diese Vernichtungsschlacht schlagen wollten. Ein einziges Bataillon mit etwas Kavallerie allein sollte die östliche Umfassungsoperation durchführen. Und nur drei schleunigst

von der Orsovagruppe her beorderte Bataillone wurden gegen unsern rechten Flügel angesetzt. Das konnte keinen Erfolg haben. Und der Versuch der Einkesselung brachte dem Gegner selber eine schwere Niederlage.

Der gegnerische Umfassungsplan wurde durch einen energischen Frontalangriff gegen die Mitte des Feindes mit folgendem Durchbruch vollständig über den Haufen geworfen. Unsere Flanken konnten gegen die schwachen Kräfte des Gegners leicht gesichert werden. Da im letzten Augenblick noch Ausladungen größerer Truppentransporte im Gilorttal, also auf dem rechten rumänischen Flügel, gemeldet wurden, staffelte unsere Führung hier, also auf unserm linken Flügel, besonders starke Reserven. Der Hauptstoß wurde gegen die — vom Feinde aus — linke Mitte geführt. Hier durchbrachen mehrere Bataillone jener ost- und westpreußischen Regimenter, die auch später Craiova einnahmen, die feindliche Linie vollkommen. Mit solchem Ungestüm stießen sie über die Höhen östlich Dragutesti hinüber durch bis Pesteana im Jiultal, daß ihre Division stundenlang ohne Nachricht über sie war. 2500 Gefangene wurden allein dem linken rumänischen Flügel abgenommen. Und ebenso viele Tote sollen nach Schätzung der Truppen das Schlachtfeld bedeckt haben. Dazu blieb eine Menge zurückgelassener Bagagen in den Händen der Sieger.

Durch diesen schnellen Erfolg auf unserm rechten Flügel war die westliche Umfassungskolonne des Feindes nicht nur ungefährlich gemacht, sondern selber im Rücken bedroht. Die drei Bataillone aus der Orsovagruppe zogen sich so schnell wie möglich zurück und abenteuerten seitdem in der westlichen Walachei umher.

Gleichzeitig war auch der rechte rumänische Flügel von bayrischen Truppen eingedrückt worden. Er erlitt bei seinem Rückzuge besonders starke blutige Verluste. So wurde eines seiner Bataillone, das sich in einer Mulde energisch zur Wehr setzte, fast völlig vernichtet. Einen Augenblick schien es noch, als ob dieser rechte Flügel sich auf dem östlichen Gilortufer halten wollte. Aber eine leichte Umfassungsbewegung unsererseits genügte, ihn ebenfalls zum Abzug nach Süden zu zwingen.

Die Hauptmasse des Feindes bewegte sich nun im Tal des Jiul und Gilort abwärts auf Filiasu und Craiova zu. Seine Artillerie war vorher an der Bahn nach Craiova in Sicherheit gebracht, darunter die wenigen schweren Geschütze japanischer Herkunft, über die die hier kämpfende Armee noch verfügte. Was der Feind uns noch an Gefechten lieferte, waren Nachhutgefechte, die lediglich seinen Rückzug decken sollten. Bei diesen Nachhutgefechten — so zwischen Pesteana und Socu sowie am östlichen Gilortufer — opferte er rücksichtslos sein Menschenmaterial. Die Gefangenen, die von nun an gemacht wurden, waren völlig demoralisiert. Von der Schlacht bei Targu Jiu an kann der Zusammenbruch der rumänischen Westarmee datiert werden.

Vergeblich versuchte sich der Gegner von uns zu lösen. Unsere Truppen blieben ihm dicht auf den Fersen. Vor Filiasu, dem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt, der ihm seinen Rückzug erleichtern sollte, versuchte er noch einmal Widerstand zu leisten. Er wurde mühelos geworfen, und wir besetzten Filiasu. An der Amaradiabrücke warf er sich uns zum letzten Male entgegen, um Zeit für seinen Abtransport aus Craiova zu gewinnen. Wir forcierten die Amaradia trotz der verbrannten Brücke und zogen am selben Tage in der Hauptstadt der Walachei mit Infanterie von Norden und mit Kavallerie von Nordwesten ein. Unsere Seitendetachements schwärmten südlich nach der Donau, westlich bis Turn Severin aus. Damit war die ganze westliche Walachei für den Gegner verloren. Was sich an Truppenresten vom Feinde in ihr noch herumtrieb, wurde in den nächsten Wochen abgefangen oder ergab sich uns freiwillig.

Dezastro Mare

Craiova, Ende November 1916.

Im Café Minerva. Vormittags. An den blanken braunen Tischen sitzen Gruppen von Männern, die sich scheu und flüsternd unterhalten. An der Wand das Bild des alten Carol mit seinen vielen deutschen Orden. In der Ecke das verhangene Klavier, aus dem vor Wochen die Siegesmelodien des befreiten Transsylvanien gegen die applaudierende Menge flogen. Ab und zu blicken die Männer durch die hohen Scheiben des Cafés nach draußen. Da ziehen Radfahrer und Kürassiere, Jäger und Kanonen die Hauptstraße entlang. Alle in einer Richtung. Die Kürassiere singen. Die Radfahrer richten sich auf. Die schwer behangenen Tornisterwagen knarren und poltern über das Pflaster. Die Männer im Café stecken die Köpfe zusammen. Einer lehnt in theaterhafter Pose mit schmerzverzerrter Grimasse gegen das Klavier und starrt lange auf die Straße hinaus. Nur am letzten Ecktisch wird von ein paar Wechslern eifrig nach dem neuen günstigen Zwangskurs Börse gemacht.

Viel Theater. Die eleganten Damen mit den Roten-Kreuz-Hauben, die in offenen zweispännigen Kutschen hin und her jagen — man hört wenig erbauliche Dinge über ihre Arbeit. Und viel häßliche Unterwürfigkeit. Die Leute ducken sich vor uns. Sie reißen sich darum, uns die Zigaretten anzuzünden. Man hat ein Gefühl körperlichen Unbehagens. Sie stehen immer mit dem Hut in der Hand. Am meisten die Händler. In den Auslagen der Spielwarenläden hauen seit unserm Einmarsch die deutschen und österreichisch-ungarischen Bleisoldaten die Entente fürchterlich in die Pfanne. In den Buchhandlungen wimmelt es von deutschen Propagandaschriften. Die ältesten

Ladenhüter in deutscher Sprache werden unsern lesehungrigen Leuten für teures Geld verkauft. Ein unwürdiges Umschmeicheln des Siegers, das nur durch puren Eigennutz gebändigt wird. Auch hier laufen ausgemergelte Knaben umher und verkaufen mit frisch erlernten deutschen Sprachbrocken schlechte Ansichtskarten und noch schlechtere Zündhölzer — wie in Belgien und Nordfrankreich. Aber wie anders, wie weit würdevoller die Haltung der Menschen dort oben. Dieses Land scheint weder den Gemeingeist des Westens noch den Stolz des Nordens zu kennen.

Vor der Kommandantur drängt sich eine schwarze Menge. Jeder will etwas Besonderes, und viele wollen kleine Vorteile. Die Kommandantur befindet sich in dem reichsten Hause der Stadt — einem gold- und marmor-strotzenden Palast zweier Junggesellen. Es gibt viele Millionäre in Craiova und viele neue Paläste, die meisten erst im Bau. Auch Craiova, der Getreide-Mittelpunkt der westlichen Walachei, hat in den letzten zwei Jahren schwindelnde Summen verdient. Die Millionäre sind geflohen. Das Getreide gehört uns. Die Fabriken liegen still. Noch im letzten Augenblick versuchten die Rumänen die Einrichtungen der frisch geschaffenen Munitionsfabriken in Sicherheit zu bringen. Sie fielen auf dem Bahnhof in unsere Hand. Überall Dezastro Mare — Großer Zusammenbruch. Und das weite Gefangenenlager im Norden der Stadt, das man gebaut hatte, bevor die Gefangenen da waren, wird bald bevölkert werden von zahllosen gefangenen Soldaten des fliehenden Königs.

Es ist ein putziges Volk, diese Rumänen. „Gäste behandeln wir immer gut" — sagte die Dame des Hauses, als sich der Befehlshaber der deutschen Truppen dankend von ihr verabschiedete. Sie tragen uns Grüße an ihre Verwandten in Bukarest auf. Sie bringen es zu keinem Haßgefühl gegen uns. Die Sorgen um ihr Ich sind ihnen wichtiger als die um das Vaterland und dessen Hauptstadt. „Wird Bukarest sich verteidigen?" — „Niemals werden die Leute in Bukarest dulden, daß eine Granate in ihre Stadt fällt." Das war die allgemeine Meinung in der ganzen Walachei. Reine Utilitarier — Mollnaturen, die sich gern an Gesten und Worten berauschen und dann cholerisch werden können — nicht unsympathisch, aber erst recht nicht imponierend — so stellen dem flüchtigen Beobachter die rumänischen Städter sich dar. Von den Bauern wissen wir nichts.

Was für eine prachtvolle Figur macht der deutsche Soldat unter diesen Menschen. Mit der Selbstsicherheit, die zwei Jahre Krieg ihm gegeben, marschiert er wie ein König durch die walachischen Städte. Ihre neuen Paläste imponieren ihm ebensowenig wie die eleganten Londoner Mäntel, in denen reichgewordene Landpächter ihre dicken Leiber spazieren tragen. Er trägt eine Welt mit sich — der Soldat von 1916 — eine Welt voll harter, bitterer Erfahrung, von unverwüstlichem Willen, von leuchtender Hoffnung. Er trägt sie durch die Walachei nach Bukarest wie gestern durch die Picardie. Und die

Blicke der Männer, Frauen und Kinder, die hier auf den Straßen und an den Fenstern stehen, ruhen erstaunt auf diesen grauen Gestalten wie auf einer leibhaftig gewordenen fernen Legende, die plötzlich unter ihnen erschienen ist.

Der Siegeszug durch Rumänien

Westlich Bukarest, 30. November 1916.

Das Tempo unseres Vormarsches durch die Walachei war unerhört. Die besten Straßen verwandelten sich unter den Rädern unserer zahllosen Kolonnen in Moräste. Kaum konnte Artillerie und Nachschub dem stürmischen Drängen unserer Infanterie und Kavallerie folgen. Zahlreiche zusammengebrochene Pferde und Wagen an den Rändern der Straße zeugen noch heute von der Gewaltsamkeit des Vormarsches.

Unsere Kavallerie unter ihrem wagemutigen Führer bewährte sich wie im hügeligen Siebenbürgen so noch mehr in der Ebene durch Aufklärung, Verfolgung und Säuberung glänzend. In zahlreichen tapferen Handstreichen fing sie große und kleine feindliche Trupps ab, die sich bei dem Eiltempo unseres Durchstoßes nach Osten weit hinter unseren Linien umhertrieben. So gelang es gestern derselben Kürassierschwadron, die als erste in Craiova eindrang, mit 35 Karabinern ein starkes feindliches Detachement von 1200 Mann und über 17 Offizieren mit zehn Geschützen und mehreren Maschinengewehren abzuschneiden und gefangen zu nehmen. Während diese gegnerischen Trupps in der kleinen Walachei noch erbitterten Widerstand leisteten und nicht selten Überfälle auf unsere Kolonnen versuchten, brach später, je mehr sie zerbröckelten, ihre Energie zusammen. Heute passierte uns ein einziger Husar mit 25 noch bewaffneten Rumänen, die sich ihm ergeben hatten.

Die feindliche Kavallerie raffte sich während des ganzen Rückzuges nur ein einziges Mal zu einem Gegenstoß auf. Während der Kämpfe am Olt attackierten fünf Schwadronen rumänischer Rosiori, davon zwei vom Regiment der rumänischen Königin, eines unserer Stabsquartiere. Sie wurden rechtzeitig erkannt, von der Bedeckungsmannschaft abgehalten und schließlich durch ein gerade anmarschierendes Bataillon flankierend gefaßt und mit 50 Prozent Toten zusammengeschossen.

Seit der verlorenen Schlacht von Targu Jiu, die, wie sich immer mehr herausstellt, vom Gegner als Vernichtungsschlacht gegen unsere numerisch völlig unterschätzte Einfallsarmee geplant war, war die moralische Kraft der uns gegenüberstehenden rumänischen Armee gebrochen. Einwohner von Craiova erzählten mir, daß schon der Rück-

zug der völlig durcheinander gewürfelten Truppengattungen durch die Straßen der Stadt ein Bild des Grauens war. Erschütternd sind die Bilder, die zurückgebliebene Ärzte und Krankenschwestern von dem Elend der Verwundeten gaben. Sechs Tage lang waren zahlreiche Verwundete aus der Targu Jiu-Schlacht ohne Bagage. Im Fremdenhospital von Craiova lagen Tote unter den Verwundeten tagelang. Auf 1200 Schwerverwundete kam ein einziger Arzt, die meisten von ihnen starben an faulenden Wunden.

An der Oltstellung, wie auch weiter seitwärts, wo wir auf einer völlig unversehrt gelassenen langen Brücke östlich Caracal den Olt überschritten, zieht sich am östlichen Flußufer bis 50 Meter hoch ein steiler Rücken über dem breiten Tal hin, dem wir uns von Westen völlig ungedeckt näherten. Diese ganz ideale Stellung haben die Rumänen, vielleicht die Ausdehnung unserer Angriffsfront nach Süden unterschätzend, nur im Norden verteidigt. Hier aber genügte neben dem umfassenden Druck von Süden eine einzige schwere Artilleriekanonade, um sie aus der ganzen Slatinastellung zur schleunigen Flucht zu zwingen.

Die großen Markierungslinien unseres Vormarsches werden sich stark ostwärts verändert haben, wenn diese Zeilen, die 80 Kilometer westlich Bukarest geschrieben sind, die Heimat erreichen. Schon seit mehreren Tagen hat unsere Einfallsarmee, in deren Mitte ich weile, links mit den Truppen des Generals Krafft, rechts mit denen des Generalfeldmarschalls Mackensen Fühlung. Die tapferen Gebirgskämpfer aus dem Rotenturmpaß haben längst die Ebene erreicht und drängen im Tal des Arges über Pitesti hinaus. Die bunte Schar der Verbündeten unter Mackensens Führung drängt rechts von uns nach Osten und Nordosten vor. In Plosea, halbwegs zwischen Rosiori de Vede und Alexandria, trafen vor ein paar Tagen die vordersten unserer Reiterpatrouillen Mackensens Spitzen. Seitdem schiebt sich eine eiserne Mauer von den Karpathen bis zur Donau aus Deutschen und Türken, Österreichern, Ungarn und Bulgaren gegen Osten, gegen Bukarest vor.

Die wilde Jagd

Rosiori de Vede, 1. Dezember 1916.

Eine Zeitlang war kein Krieg in der Walachei, sondern nur ein Marschieren. Der Feind vor uns her, an der Seite, in unserm Rücken fliehend, irrend. Wir immer hinter ihm drein, immer unbekümmert vorwärts. Von Filiasu nach Craiova. Von Leu nach Caracal, nach Michaesti, nach Rosiori de Vede. Eine wilde Jagd.

Tief in der Walachei. 80 Kilometer von Bukarest. Eben marschiert ein Regiment mit Musik unten durch die Basarstraße. Tagelang trafen wir auf allen Haupt- und Seitenstraßen des Landes unsere

Truppen, die ostwärts marschieren. Die zahlreichen Griechen, die in Rosiori wohnen, stehen vor ihren heute noch gefüllten Läden und mustern schlau das Kaliber unserer vorbeipolternden Kanonen.

Wie ein wüster Traum liegt die wilde Jagd vom Szurdukpaß bis hierher hinter uns. Die Straßen mit den toten Pferden, auf deren rotem Fleisch die Krähen hocken. Die toten Hunde, die abgeschossen neben den Pferden lagen. Zusammengebrochene Autos, umgestürzte Kolonnenwagen, sauber gereihte erbeutete Protzen. Der traurige Zug der Flüchtenden mit ihren bettelnden weißen Fahnen am Wagen oder in der Hand. Die zusammengeschossene rumänische Reiterpatrouille zwischen Caracal und dem Alt — Mann und Pferde tot am Wege liegend. Und immer wieder neue Soldaten — ein anonymer grauer Zug von sich verwischenden Gesichtern. Ab und zu ein Bild. Die Gulaschkanone mit der Hamburger Flagge. Eine württembergische Gebirgskompagnie mit einem schwäbelnden Stabsarzt, der im Straßengraben über Kant philosophierte. Ein paar Kölner Kraftfahrer, die nachts in Caracal einen Häuserbrand löschten, während die Rumänen aus Angst das Weite suchten.

Endlose Mais- und Weizenfelder auf dunkler, fetter Erde, deren tiefe Humusschicht durch den leichten rumänischen Pflug nur eben geritzt ist. Zahlreiche Diemen teils ungedroschenen Kornes von der Form und Größe riesiger Walfische. Dörfer mit alten byzantinischen Basiliken, mit modernen Protzvillen hochgekommener Schnaps- und Wucherwirte, mit prähistorischen Erdhöhlen und Korngruben. Das Land mit den meisten klaren Sonnenlichttagen von ganz Europa — heute trübe, nebelig, naßkalt, eintönig. Ab und zu der Schornstein einer Kornmühle. Sonst eine nackte amerikanische Getreideebene. Nur das Tal des Alt mit seiner östlichen Hügelkette unterbrach kurz die Öde — man sah stolze weiße Brücken, gelbe Geesthänge, einen breiten Fluß — man sah von oben, daß die Ebene bunt und volkreich war. Aber vor allem sah man vom hohen Ufer des Alt wieder die grauen Schlangen unserer Truppen auf allen Wegen ostwärts kriechen — durch die zähen aufgeweichten breiten Landstraßen.

Und nun plötzlich vorn an der Front. Der Krieg beginnt wieder. Dumpfes Rollen in Richtung Bukarest. Telephongespräche mit Mackensen. Eine Kleinbahn, die in wenigen Stunden an die Donau fährt. Berührung mit türkischer Reiterei. Mit bulgarischen Maschinengewehren. Plötzlich mitten drin in der eisernen Kette, die sich gegen Bukarest nach Osten schiebt.

Aber noch immer keine richtige Schlacht. Immer noch vorwärts. Langsam tastend. Immer noch treiben sich zwischen und hinter unsern Linien starke rumänische Trupps umher. Ein seltsamer Krieg. Eben, wo ich dies schreibe, bringen unten durch die Basarstraße 12 deutsche Dragoner eine abgeschnappte Rumänenabteilung von 12 Offizieren und 400 Mann heran. — Donausicherungstruppen, die noch kurz vor unserer Verbindung mit Mackensen zwischen den Türken und uns

nach Bukarest hindurchschlüpfen wollten, jetzt aber geklappt sind. Ein seltsamer Krieg. Gestern wurden unsere Kolonnen 40 Kilometer hinter der Front von einer feindlichen Übermacht angegriffen. Einer unserer Kraftwagen sah vor einigen Tagen abgesessene rumänische Reiterei 600 Meter vor sich im Felde. Die Reiter sahen ihn — er fuhr hindurch — niemand tat ihm was. Ein seltsamer Krieg. Unser Stabsquartier verlegt heute mittag 50 Kilometer weit nach vorn und weiß, daß der Ort augenblicklich noch in den Händen des Feindes ist.

Ganz Rosiori ist voll — in allen Wechselstuben und Cafés der Basarstraße — an allen Straßenecken redet man von der kühnen Reitertat des Kürassier-Rittmeisters, der 12 Kilometer von hier mit 35 Karabinern 1700 Mann gefangen nahm. Gestern abend, auf den Bahnhofswiesen, im Halbdunkel kam sein Beutezug an. Die 1700 Mann — meist alte Landsturmleute in erbeuteten braunen bulgarischen Uniformen von 1913 — die Kolonnenfahrer in Zivil — 10 alte Kruppsche Kanonen mit Munition auf Panjewagen — drei nie benutzte Maschinengewehre — dazu Schlachtochsen und eine Menge Offiziersgepäck. Der ganze Zug kam von der Donau, wo er bei Corabia und Turnu Magurele Sicherungdienst getan hatte. Einige von den Batterien waren den Leuten von der österreichisch-ungarischen Donauflottille zerschlagen worden. Als Mackensen den Fluß bei Svistov überschritt, kamen sie zwischen zwei Feuer. So zogen sie langsam nach Nordosten ab. Sie kamen unbemerkt an Alexandria vorbei — bis Butculesti 12 Kilometer nordöstlich von hier. In dieser Ortschaft machten sie Ruhe. Eine schwache Kürassierabteilung, die in dieser Gegend streifte, stieß auf das besetzte Dorf. Der Rittmeister ließ ein paar Schüsse abgeben, die erwidert wurden. Er ließ den Ort mit seinen paar Reitern „umstellen" so gut es ging. Dann wurde es plötzlich drinnen lebendig, Trompetensignale erklangen. Die kleine Schar rechnete mit einem Ausfall, der ihr hätte gefährlich werden können. Plötzlich hob sich aus dem allgemeinen Trompeten das deutsche Haltsignal heraus. Alles stutzte. Ein Parlamentär erschien mit weißer Flagge. Die fast 2000 Mann starke Abteilung mit Geschützen, Munition und ganzer Bagage ergab sich und wurde entwaffnet, ehe sie merkte, mit wie schwachen Kräften sie zu tun hatte.

Sie machten bedrückte Gesichter, die Offiziere, als sie gestern abend im Halbdunkel auf der Wiese zusammen standen. Sie schämten sich und suchten durch langes Reden ihr Verhalten zu erklären. Es waren elegant gekleidete Leute, die unten an der Donau sicher gute Tage verlebt hatten — zum ersten Male von jenem rumänischen Offizierstyp, den man vor dem Kriege aus bulgarischen Schilderungen kannte. Sie beklagten, daß sie ihre vielen und schweren Offizierskoffer nicht mitnehmen durften und erklärten schamlos ihre Freude darüber, daß der Krieg für sie so schnell zu Ende sei.

Letzte Nacht brach in Rosiori Feuer aus. Die ganze Basarstraße stank nach Pflaumenschnaps. Das Feuer wälzte sich von Haus zu

Haus. Die Weiber kreischten. Die Männer standen tatenlos herum. Ein paar Besatzungssoldaten mühten sich ergebnislos mit einer unbrauchbaren alten Feuerspritze ab. Halbbekleidete Mägde schleppten in kleinen Schüsseln Wasser herbei. Der Brand wälzte sich weiter. In einem Waffenladen ging Revolvermunition in die Luft. Durch diesen Wirrwarr marschierte — im blutigen Feuerschein — ein Bataillon an die Front. Die müden Leute blickten teilnahmslos zur Seite in das Flammenmeer. Nur die Pferde schauten erschreckt seitwärts. Nach 28 Monaten Krieg — tief in der Walachei — ein Bild aus Belgien, ein Bild aus Dinant.

Am Arges

Crevedia, 4. Dezember 1916.

Eine ausgedehnte Orientierungsfahrt ließ mich am 4. Dezember interessante Blicke in die gesamten Kämpfe längs des mittleren Arge tun. Die Brücke über den Arge bei Malu Spart war vollständig erhalten. Gleich jenseits des Flusses stießen wir auf gut ausgehobene rumänische Grabenstellungen, die aber nie benutzt sind. Anscheinend ist dem Gegner die Absicht, den Flußübergang hier zu verteidigen, durch unsere Schnelligkeit vereitelt worden. In und jenseits Bolintinu kämpfte die Artillerie. Der Gegner beschoß den Ort, in dem er unsere Batterien suchte, mit kleinen Kalibern. Die Einwohner liefen ängstlich von Haus zu Haus. Einige verbargen sich hinter riesigen Strohdiemen. Vom östlichen Ausgang des Dorfes konnte man das Buschwerk, in dem die rumänische Infanterie saß, deutlich überblicken. Dies war der Punkt, an dem die Armee Falkenhayn bis zum vierten Dezember der feindlichen Festung am nächsten gerückt war.

Da die Straße nach Palanga noch nicht völlig gesäubert war, fuhren wir auf dem rechten Argeufer nordwärts. Die Brücke bei Cascioarele war ebenfalls völlig unversehrt. Das steile Ostufer des Flusses, der tief in die schwarze Erde schneidet, wäre eine glänzende Verteidigungsstellung gewesen. Dasselbe gilt vom Rastoaca, den wir bald nördlich überquerten. Von der Windeseile, mit der unsere Truppen hier gestern überall erschienen und durchmarschiert waren, erhielten wir in Potlogi einen Begriff, wo eine städtische Delegation mit weißen Fahnen uns entgegen kam, um uns die Stadt zu übergeben. Seit den ersten durchmarschierenden Truppen war hier kein Soldat gewesen. Unsere Front lag bereits 5 Kilometer östlich Potlogi bei Poiana Lunga. Nordwestlich Potlogi kamen wir in das Kampfgebiet vom 3. Dezember, wo deutsche und verbündete Truppen eine starke aus Bukarest anrückende feindliche Gruppe angefallen und nach Osten abgedrängt hatten. Überall sah man von Crovu über Odobesti bis Titu auf Straßen und Feldern die Spuren des Kampfes: Tote Rumänen, verlassene Bagagen, Geschoßtrichter, zerschossene Stellungen.

Auf dem Bahnhof Titu war reiche Beute zu besichtigen. Außer 13 Lokomotiven und zahllosem anderen rollenden Material standen hier mit goldgelbem Weizen bis obenhin gefüllt die neu erbauten Getreideschuppen der britischen Einkaufsgesellschaft. In den erbeuteten Zügen, die teilweise durch gut liegende Granatschüsse zum Stehen gebracht waren, fanden sich Mengen von Hafer und zahlreiche volle Tankwagen. Einwohner bestätigten, daß gestern morgen noch mehrere Züge mit Flüchtlingen und Flüchtlingsgerät in Richtung Bukarest abgelassen waren. Einer von diesen Zügen, mit elendem Hausrat beladen, stand noch auf dem Bahnhof. Dicht neben ihm lagerten große Mengen von französischer Munition.

Von Craiova bis zum Arges

Armeeoberkommando Falkenhayn, Anfang Dezember 1916.

Nach der Einnahme von Craiova, die den Erfolg der Schlacht von Targu Jiu krönte, beginnt jenes glänzende Ineinanderarbeiten zwischen der Einfallsgruppe Kühne und der um den Ausgang der Gebirgspässe ringenden Gruppen Krafft und Morgen — ein Zusammenarbeiten, auf das ja der ganze Durchbruch am Szurdukpaß angelegt war, und das in drei Wochen zur völligen Säuberung der Kleinen und Großen Walachei führte.

Am 21. November war Craiova genommen. Als die Gruppe Kühne sich am 23. November in breiter Front dem Altfluß näherte, mußte noch mit starkem Widerstand an dieser natürlichen Verteidigungslinie zwischen der Kleinen und der Großen Walachei gerechnet werden. Zwar lagen Fliegermeldungen vor, daß alle Züge jenseits des Alt in östlicher Richtung gingen. Aber bei Slatina baute der Gegner in vorbereiteten Stellungen sich ein. Hier wie anderswo hatte er die Brücken über den breiten Fluß zerstört. Brückenschlags- und Übergangsversuche unsererseits bei Slatina, bei Baluc sowie weiter nördlich bei dem weinberühmten Dragasani kamen nur langsam vorwärts. Unter diesen Umständen war es ein entscheidendes Verdienst der Schmettowschen Kavallerie, daß sie durch einen gewaltsamen Vorstoß die große Holzbrücke bei Caracal unversehrt in unsere Hände brachte. Die Schwierigkeiten des Übergangs bei Slatina wie die Rettung dieser Brücke hatten das Abdrehen von Teilen unserer nördlichen Kräfte nach Süden zur Folge. Am 24. November überschritten wir bei Caracal den Alt. Unter dem Druck dieses südlichen Vormarsches und zugleich bedrängt durch unsere westlich Slatina arbeitende Artillerie räumte der Gegner seine befestigten Stellungen. Die Gruppe Kühne überschritt hierauf in voller Breite den Alt. Wir betraten die Große Walachei.

Diese schnell gelungene Überwindung der Altlinie machte sich nun

sofort im nördlichen Gebirge bemerkbar, wo die Truppen des Generals Krafft bisher gegen einen ungewöhnlich zähen Widerstand schrittweise aber stetig Raum gewannen. Beide Gruppen arbeiteten sich in die Hände. General Krafft bedrohte mit der Vorwärtsbewegung seines linken östlich des Alt kämpfenden Flügels die bei Slatina sich festbeißenden Rumänen. Die Gruppe Kühne bedrohte nach dem Altübergang die Gegner des Generals Krafft. Am 24. November war der Alt überschritten. Am selben Tage nahm General Krafft mit seinem rechten Flügel Rimnik Vulcea. Mit seinem linken Flügel näherte er sich der Königsgräberstadt Curtea de Arges. Von nun an drangen die Gruppen Kühne und Krafft in einer geschlossenen Linie gegen Osten vor. Der Roteturmpaß mit seiner wichtigen Bahnverbindung lag befreit hinter ihnen.

Im Großen hatte die Gruppe Kühne den Auftrag, ostwärts über den Arges, mit ihrer rechten Flanke hart nördlich Bukarest streifend, vorzugehen. Eventuellen Widerstand der schon damals artilleristisch völlig ausgeräumten Hauptstadt sollte vor allem die Donauarmee brechen. Diese Armee, aus Deutschen, Bulgaren und Türken bestehend, hatte am 23. November die Donau überschritten. Bei Ploſca, halbwegs zwischen Rosiori de Vede und Alexandria, hatten bald darauf türkische und Schmettowsche Reiterpatrouillen die erste Verbindung hergestellt. Die Donauarmee, deren Führer Mackensen bald darauf den Oberbefehl über die gesamten in Rumänien operierenden Streitkräfte erhielt, kämpfte von jetzt ab am rechten Flügel des Generals Kühne in einer Linie mit der Armee Falkenhayn.

Während so die Gruppe Kühne — links und rechts versprengte Bataillone des Feindes hinter sich lassend — auf die Argeslinie vorstieß, bewegte sich General Krafft aus dem oberen Argestale in südöstlicher Richtung Pitesci zu. Die Truppen des Generals Morgen, die südlich des Törzburger Passes bei Campolung dem Gegner standhielten, hatten Befehl, sobald der Widerstand des Feindes unter dem Druck der von Südwest anmarschierenden Kräfte des Generals Krafft sich zu lockern beginne, sofort ihn anzufallen, energisch zu verfolgen, und dann ebenfalls in die große nach Osten gerichtete einheitliche Front einzuschwenken.

Gegenüber dieser von den Transsilvanischen Alpen bis zur Donau reichenden Truppenkette, die drohend sich seiner Hauptstadt näherte, versuchte der Rumäne noch einmal einen energischen Schlag. Der dabei von ihm befolgte Plan zeigte wiederum Geist und Energie. Trotz aller Demoralisierung seiner fliehenden Armee gelang es ihm sogar, gewisse Teilerfolge gegen uns zu erringen. Aber durch die schnelle Entschlußkraft unserer Führung, durch das heldenhafte Standhalten einzelner deutscher und türkischer Regimenter führte der rumänische Versuch, statt die Hauptstadt noch im letzten Augenblick zu retten, zu dem großen Erfolge, der unter der Bezeichnung „Schlacht am Argesul“ zusammengefaßt worden ist.

Zu Beginn dieser Schlacht, die keine zusammenhängende Schlacht im alten Sinne, sondern eine Reihe von kühnen Bewegungen und einzelnen blutigen Gefechten war, standen die Falkenhaynschen Truppen etwa in folgender Ordnung. Der rechte Flügel, die Gruppe Kühne, näherte sich dem Argesflusse. General Krafft hatte Pitesci genommen und stand südöstlich dieser Stadt mit der Front nach Gaesti. Die Truppen des Generals Morgen waren dem abbauenden Feind nach Campolung gefolgt und hatten in schnellem Nachstoß die Gegend halbwegs Campolung und Targoviste erreicht. Südlich an General Kühne stießen im Raume von Mihailesti Türken, Deutsche und Bulgaren. Campolung im Norden, Prund an der Donau im Süden bezeichnen die beiden Endpunkte dieser Frontlinie, die bei den schlechten Wegen und vielen Flüssen natürlicherweise an einigen Stellen nur lose Verbindungen hatte.

Der Plan des Gegners ging aus dem verzweifelten Entschluß hervor, das Letzte zur Rettung der Hauptstadt zu leisten. Wie weit die 65 französischen Generalstäbler, die in Bukarest arbeiteten, an diesem Plane Verdienst haben, ist unbekannt. Befehligt wurde der Rumäne durch den General Persany. Ein Tagesbefehl, den bayerische Reservejäger des Generals Krafft am 1. Dezember bei einem gefangenen Divisionsstabe erbeuteten, klärte uns über diese verzweifelte Entschlossenheit wie auch über die Einzelheiten des gegnerischen Planes auf. Darnach hatte der Feind zwei Stoßgruppen gebildet. Die eine sollte defensiv aus Richtung nordwestlich Bukarest mit aller Gewalt den Vormarsch des Generals Krafft aufhalten. Eine zweite Gruppe, die als Stoßgruppe gedacht war, sollte am vermeintlich schwächsten Teile unserer Front, nämlich am linken Flügel der Donauarmee, aggressiv vorgehen, unsere Linie durchbrechen und — wie es in dem Armeebefehl hieß — „so den Feind aus dem Lande jagen".

Die Idee des Feindes stellte sich als nicht ungefährlich heraus. Es gelang ihm sogar im ersten Stoß, den linken Donauarmeeflügel wirklich etwas zurückzudrängen. Aber die Geistesgegenwart unserer Führung schlug ihm den kleinen Erfolg, der die Hauptstadt zu wahren Orgien des Jubels begeisterte, wieder aus der Hand. Zehn Minuten, nachdem jener wichtige erbeutete Befehl vom General Krafft ins Armeehauptquartier Falkenhayn weitergegeben war, hatte unsere Führung ihre Entschlüsse gefaßt. Diese gingen dahin: Die Gruppe Kühne, die zwischen dem bedrohten Donauarmeeflügel und den angegriffenen Truppen des Generals Krafft steht, wird auseinandergefaltet. Der linke Flügel unter General Knobelsdorff fällt der nördlichen feindlichen Gruppe in die linke Flanke in Richtung Titu. Der rechte Flügel, hauptsächlich Bayern, schwenkt südwärts und faßt die feindliche Stoßgruppe in ihrer rechten Flanke. Das Kavalleriekorps Schmettow deckt und verschleiert beide Abdrehungen durch eine Bewegung gegen Bukarest.

Am 1. Dezember war dieser Entschluß im Armeehauptquartier Fal-

kenhayns gefaßt. Am 3. Dezember abends war die „Schlacht am Argesul" gewonnen. Der Widerstand gegen die von Pitesci kommenden Krafftschen Truppen war vollständig gebrochen. General Knobelsdorff hatte dem östlich weichenden Feind schwere Verluste beigebracht. Desgleichen hatte der rechte Kühnesche Flügel gemeinsam mit Türken und deutschen Truppen Mackensens die feindliche Stoßgruppe aufgehalten und unter Beibringung riesiger Verluste an Toten und Gefangenen auf Bukarest zurückgejagt. Bayern, Türken, deutsche Landstürmer und Jäger, Falkenhaynsche und Mackensensche Truppen gemischt, haben hier unten südwestlich Bukarest eigentlich die letzte Entscheidung erkämpft.

Ein Telegramm des Generalfeldmarschalls von Hindenburg dankte noch in derselben Nacht dem Oberbefehlshaber von Falkenhayn für die bewiesene Schnelligkeit und Energie seiner Entschlüsse. Und ein Armeebefehl gab dem ganzen deutschen Heere von diesem Siege der 9. Armee Kunde. Es war dieser Sieg, den am nächsten Tage die Glocken in der ganzen Heimat läuteten.

Die Kämpfe nördlich Bukarest

Eisenbahnstation Gergani, 5. Dezember 1916.

Die Gefechtstätigkeit im Raume nördlich Bukarest war am 5. Dezember durch wachsenden Widerstand des Gegners gekennzeichnet. Die Truppen, die am 3. Dezember Odobesti und den Bahnhof Titu genommen hatten, drangen weiter östlich über den Ciorogirla bis in die Linie Mereni—Ghirupati, der rechte Flügel weit vorspringend bis nahe Sterianul vor. Auf dieser ganzen Linie stellte sich am 5. der Feind. Gestützt auf seine schwere Artillerie, suchte er unsern Bukarest von Norden abschneidenden Stoß energisch aufzuhalten. Teils frontal aus Nordosten, teils umfassend von Norden griffen seine abgehetzten Regimenter mit anerkennenswertem Mute an. Besonders in dem waldigen Gelände östlich von Gergani, dem Sitz eines alten Schlosses des Fürsten Ghika, entwickelten sich am Nachmittage des 5. hartnäckige Kämpfe.

Während ich diese Zeilen auf dem verlassenen Bahnhof von Gergani niederschreibe, hallen von den Wiesen östlich des Bahnhofs die Abschüsse und Einschläge der Artillerie herüber. Maschinengewehre unterbrechen das helle Knacken der Gewehre. Reserven werden im Regen über einen Acker flankierend vorgebracht.

Gegen Abend verstummte das Feuer, und der Feind begann, unter dem immer stärker werdenden nördlichen Umfassungsdruck der Truppen des Generals Krafft nach Osten abzubauen. Gleichzeitig brachen im Raume südlich dieser Kämpfe andere deutsche Truppen harten rumänischen Widerstand bei Ciocanesti. Auch hier handelte es sich

zum Teil um Reste der von Craiova flüchtenden Armee, zum Teil um Verstärkungen, die diesem Reste unter allen Umständen den Zugang in die große Lagerfestung der Hauptstadt ermöglichen sollten. Durch den stürmischen Vormarsch der Falkenhaynschen Truppen ward diese Absicht auch hier vereitelt.

Deutsche Kavallerie des Generals Schmettow, die südlich flankierend und nach dem Fortgürtel zu stark gestaffelt die Angriffe bei Ciocanesti unterstützte, streifte schon am 5. Dezember bis Buftea an der Eisenbahnlinie Ploesti—Bukarest. Dieses Buftea hat zeitweilig als Sitz der obersten rumänischen Heeresleitung gedient.

Im ganzen hat es heute den Anschein, als sollten die Truppen der Armee Falkenhayn nördlich an Bukarest vorbeimarschieren, den Angriff auf die Stadt der Donauarmee von Süden überlassend.

Vor den Toren von Bukarest

Buftea, 6. Dezember vormittags 1916.

Die Kämpfe der Armee Falkenhayn im Norden von Bukarest dauerten am 6. Dezember an und zogen sich weiter nach Osten. Deutsche Kavallerie des Generals Schmettow, die am 5. südlich der um Ciocanesti kämpfenden Truppen Infanterie vorgegangen war und Buftea erreicht hatte, überrannte diese Nacht das erste Fort an der Straße Buftea—Bukarest. Im Laufe der Nacht wurden von ihr die beiden nach Südwesten anschließenden, darauf von deutscher Infanterie zwei weitere Forts in derselben Richtung genommen. Damit ist eine Bresche von ungefähr 8 Kilometer Breite in den Fortgürtel der Stadt gelegt worden. Augenblicklich wird südlich dieser Bresche schon im Raume der Stadt gekämpft. Die siegenden Truppen der Armee Falkenhayn sind solche, die seit Anfang des rumänischen Feldzuges im Kampfe stehen.

Gefangene Offiziere, die heute hier eingebracht wurden, sagten aus, daß in Bukarest vollständige Panik herrschte. Unter dem niederschmetternden Eindruck unseres raschen Anmarsches wurden Plakate angeschlagen, die die Stadt als offene Stadt und ihre Übergabe als bevorstehend erklärten. Diese Plakate wurden von den Russen wieder abgerissen. Es scheint ein völliges Durcheinander zu herrschen. Während ich 13 km nördlich der Stadt in der Konservenfabrik des Prinzen Stirbey in Buftea weile, grollt schwere Artillerie aus nächster Nähe herüber. In jedem Augenblick dieser aufgeregten Stunden können entscheidende Nachrichten über das Schicksal der Stadt einlaufen.

Das Schloß von Buftea war zeitweilig der Sitz der rumänischen Heeresleitung. Seit den Fliegerangriffen auf Bukarest weilte die rumänische Königin mit ihren Kindern hier. Hier ist vor kurzem einer ihrer Söhne gestorben. Auch Buftea mit seinen großen industriellen

Anlagen ist von unseren Fliegern bombardiert worden. Prinz Stirbey, einer der reichsten Bojaren des Landes, war Adjutant des Königs, aber deutschfreundlich gesinnt. Oft hat er in diesem Schlosse den deutschen Gesandten während der kritischen Zeiten des Weltkrieges als Gast gehabt. Als die Königin vor zehn Tagen das Schloß verließ, war er zum letzten Male hier. Er hinterließ seine industriellen Anlagen, eine Getreidemühle, eine Konserven- und eine Verbandwattefabrik mit dem ausdrücklichen Befehl, gegebenenfalls auch für die Deutschen zu arbeiten. Während einige Kilometer von uns die Geschütze donnern, ist der Betrieb der Getreidemühle in vollem Gange. Es sind hier große Mengen an Weizen, Mais, Konserven und Watte erbeutet worden.

Nach Bukarest

Bukarest, 7. Dezember 1916.

Von Rosiori de Vede ab begann die Unruhe, das Raten. Ist Bukarest gefallen? Kommt unsere Division hinein? Alles träumte von weichen Betten, elektrischem Licht und Asphaltstraßen. Man hörte Schießen weit rechts und auf dem linken Flügel. Die Pferde trotteten langsam durch den tiefen Dreck. Schmutzige Massenquartiere. Man briet ein Huhn am Spieß, verkroch sich im Stroh. Keine Sonne, kein Mond am Himmel. Tagelang ohne Seife, ohne Nachricht. Gefangene kamen. Der eine sprach deutsch: „In Bukarest sei alles wie im Frieden, Musik und Frauen, Weißbrot und elegante Russenkutschen.“ Die Mannschaft stand um ihn herum und riß die Augen auf.

Abmarsch nach Preyaba. Links am Wege ein zusammengeschossener deutscher Kraftwagen mit zerschnittenen Reifen. Vorbei an weiten dünnen Wäldern, aus denen berittene Hirten auftauchen und verschwinden. Immer weiter — im Zickzack — durch unberührte Dörfer. Die Fahrer knallen Hunde ab. Immer weiter. Die Rumänen laufen. Ein Artilleriehauptmann sagt: Jetzt setze er seine Rohrdeckel auf, denn die Spatzen sch... ihm in die Kanonen.

Quartiere im Vorwerk — drei Kilometer von Dorf Preyaba — mitten in der baum- und häuserlosen Steppe — zwischen Büffeln und Schweinen, Rindern und Hühnern. Riesige Mäh- und Dreschmaschinen auf dem Hof. Aber kein einziger Mensch. Der Herd der Küche ist noch warm. Wieviel Tage noch bis Bukarest? Die Leute liegen am Feuer. Ein Schwein wird ausgenommen. Hühner schmurgeln in der Pfanne. Plötzlich Alarm! Zwei Regimenter Rumänen sind im Anmarsch von Westen. Diese verteufelten Regimenter, die hinter und neben uns versprengt, überholt, umherabenteuern. Schleunigst durchs Dunkel zurück ins Dorf. Alle Karabiner zusammengesucht. In zwei Stunden können die Kerle da sein. Das Dorf wird umstellt.

Ein Plan entworfen. Die Linie bezeichnet, die unter allen Umständen gehalten werden muß. Während die Leute draußen im Regen auf der Lauer liegen — während im Vorwerk die Hühner schwarzbraun verbraten, lagern wir durchnäßt in einem kleinen kalten Hinterzimmer, und die Geschichten der letzten Tage wandern von einer Strohschütte zur andern.

Von dem Dragonerrittmeister, der neulich von Mackensen herüberkommend, in seinem Auto durch eine rumänische Patrouille abgeschnitten, plötzlich einen ehemaligen Garnisonskameraden unter seinen Gegnern erkennt und nach einigen freundlichen Worten in die Freiheit fuhr. — Von dem andern abgefangenen Auto, dessen Fahrer man mit durchschnittenen Pulsadern neben seinem Wagen fand. — Von den Türken in Alexandria. — Von diesem und jenem — und am Ende wieder von Bukarest, von seinen Forts und seinen Kaffeehäusern —, wie schlimm es wäre, wenn wir nun kurz vor all der Herrlichkeit durch zwei elend flüchtende Regimenter abgeklappt würden — und ob diese Division wohl auch wirklich hineinkäme, diese Musketiere und Kanoniere, die seit September die Rumänen durch Siebenbürgen, die Pässe und die Walachei vor sich herjagten.

Aber wir wurden nicht abgeklappt. Die Nacht verregnete. Kein Schuß fiel. Die müden Fahrer lagen umsonst an den Dorfausgängen. Denn auch der gehetzte Rumäne war müde. Die beiden Regimenter hatten sich in einem Dorfe westlich zur frühen Nachtruhe einquartiert. Im Morgengrauen ging es weiter. Kurz vorher hatten die Fahrer das hängende Schwein aus dem Vorwerk geholt.

Crevedia. 24 Kilometer näher an Bukarest. Es regnet noch immer. Alles schimpft. Aber alles hofft noch. Die fremde große Stadt beherrscht alle Gedanken, alle Gespräche der Soldaten. Am Arges wird gekämpft. Wir stoßen bei Malu Spart vornweg über den Fluß. Lächerlich kleine rumänische Kaliber zirpen über unsere Köpfe hinweg in den Acker. Die Einwohner von Bolintinu stehen weinend vor ihren Hütten. Einige laufen neugierig auf die Äcker, die Einschläge zu beobachten. Unsere Batterien schießen ungestört in großen Pausen. Sie schießen dicht an den Fortgürtel von Bukarest. Radfahrerbataillone liegen in den nassen Straßengräben. Schmettowsche Reiterschwadronen, die nach Nordosten vorstoßen sollen, können nicht weiter und stehen in Deckung —hinter Bäumen, hinter Maisbuschhaufen, hinter Häusern. Aber dieser Feind, der seine Hauptstadt mit Feldkanonen verteidigt, ist nicht zu fürchten. Er wehrt sich ein bißchen. Und heute abend schon wird alles in Fluß und Marsch sein.

Potlogi. Wir sind plötzlich weit nach Norden ausgebogen. Die Stadt bleibt südlich von uns. Alles läßt die Köpfe hängen. Sollen allein Türken und Bulgaren nach Bukarest kommen? Die Fahrer studieren ihre rumänische Karte. Sie geht über ganz Ungarn und den Balkan. Viel ist nicht auf ihr zu erkennen. Aber daß wir jetzt nördlich statt westlich von Bukarest stehen, das sieht jedermann. Und

auch daß vor uns keine größere Stadt, sondern wieder die weite Ebene mit den kleinen Dörfern, mit den schmutzigen Quartieren, den aufgeweichten Straßen liegt. Und alles schimpft wieder. Und erst den komisch-feierliche Übergabe der Stadt Potlogi an uns bringt einige Freude unter die Leute. Denn diese Stadt wurde uns übergeben wie eine eroberte Festung. Es mußten gar keine Soldaten oder nur lose Patrouillen am Tage vorher drin gewesen sein. Als unser Wagen sich dem Marktplatz näherte, standen die Einwohner feierlich aufgereiht. Eine Abordnung mit weißen Fahnen in der Mitte. Ein Delegat der Primaria trat hervor, senkte seine große weiße Fahne und sprach einige unverständliche Worte. Wohin wir gingen in der Stadt, begleitete uns dieser Mann mit der gesenkten Flagge. Alle unsere Leute freuten sich.

Bahnhof Titu. Gestern erst genommen. Herrliche Schnellzuglokomotiven — kurz vor der Flucht durch gut liegende Schüsse zum Stehen gebracht — halten mitten auf dem breiten Gleise. Hunderte von Wagen — teilweise angeschossen — viele deutsche aus Regensburg, Kassel, Altona — beladen mit Hafer, Mais und Brot — mit Flüchtlingsplunder und mit Postsäcken für rumänische Städte, die längst in unserer Hand sind. Aber das Schönste — die gefüllten britischen Getreidebaracken längs der Ostseite des Bahnhofs. Sie tragen alle englische Aufschriften — saubere Holzbaracken mit guter Lüftungsanlage und dicken, schwarzen Schlössern. Die Schlösser sind geöffnet. Bis obenhin gestrichen voll liegen die einzelnen Abteilungen im Tageslichte da. Die Soldaten lassen ihre Hände wühlen in dieser braunen Flut von Körnern — ergriffen von einer merkwürdigen, ehrfürchtigen Freude.

Gerghani. Gott sei Dank. Wir biegen wieder südwärts, 20 Kilometer südwärts an der großen Straße nach Bukarest. Wir atmen auf, zirkeln an der Karte. Noch ist die Stadt nicht gefallen. Im Süden und Westen steht heute alles Gewehr bei Fuß. Vielleicht fällt morgen die Entscheidung. Vielleicht fällt sie von Norden. Vielleicht stehen wir in 24 Stunden lichtgeblendet zwischen tausend Menschen auf einem großen Platz der Stadt. Aber noch wird hier oben im Norden gekämpft. Noch regnet es. Vor uns auf den Wiesen des Bahnhofs Rollsalven unserer Batterien. Die Munitionswagen wühlen sich tief in den schwarzen Acker. Maschinengewehrfeuer 2 Kilometer von hier im Walde. Unsere Pferde stehen sicher und warm im Büffelstall des Prinzen Ghika, der in Gerghani einen Landsitz hat. Die ganze Nacht hindurch regnet und stürmt es.

6. Dezember, morgens 8 Uhr. Von Bukarest sind einige Nordforts gefallen. Um 9 Uhr südwärts auf der Heerstraße nach dem Gefechtsstand. Die vier sonst so trägen Ponys unseres Wagens trappeln hurtig, als ob sie wüßten, was auf dem Spiele steht. Durch Placari und Baldana im scharfen Trab. In beiden Dörfern plündern Bauernweiber lärmend und händeklatschend die hölzernen Buden der Basar-

straße. Es regnet. Um 10 Uhr in Gulia. Der Gefechtsstand schon aufgehoben. Links durch die Wälder hinüber nach Buftea. Die Ponys dampfen. Ein Kavalleriestab mit dreieckigem Divisionswimpel überholt uns. Die Ponys geben ihr Letztes. Um 11½ Uhr Ankunft in Buftea. Im Schlosse des Prinzen Stirbey, das vor zehn Tagen noch die rumänische Königin bewohnte, finden wir ein deutsches Kommando. Große Freude und Erregung. Falkenhaynsche Infanterie ist soeben von Norden in die Stadt gedrungen. Mehrere Kompagnien befinden sich innerhalb des Fortsgürtels bereits im Kampf. Das Schicksal der Stadt scheint besiegelt. Aber noch immer weiß niemand, ob wir hinein dürfen. Eine, zwei, drei quälende Stunden beginnen. Wir laufen unruhig im Schloßpark umher. Der oberbayerische Gärtner erzählt von den Fliegerbomben und der Königin. Die große Stirbeysche Getreidemühle klappert, als ob tiefster Friede wäre. Wir sitzen in dem kalten Wohnzimmer des Mühleninspektors und blättern ungeduldig in einem großen Postkartenalbum von Bukarester Ansichten. Plötzlich Alarm: Abfahrt nach Bukarest. Sofort. Ein Auto fährt vor. Addio Ponykutsche. Der Motor rattert. Das Gepäck fliegt in den Wagen. Der Begleitmann mit dem geladenen Gewehr nimmt Platz. Die Tür schlägt zu. Eine wahnsinnige Freude packt uns. Wir fahren nach Bukarest.

Einfahrt

Bukarest, 6. Dezember 1916.

Am 6. Dezember nachmittags auf der Straße von Schloß Buftea nach Bukarest, wo sonst die Automobile des Prinzen Stirbey hin und her sausten! Die Automobile der rumänischen Generalstabsoffiziere, die eine Zeitlang in Buftea ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten! Und zuletzt die Automobile, die die flüchtende Königin vom Schloß in der Stadt hinaus aufs Land brachten! Bukarest ist vor einigen Stunden gefallen. Einfahrt in Bukarest! In langer Reihe kommen die Batterien uns entgegen, die die Festung beschießen sollten, als sie schon keine Festung mehr war. So nahe der ersehnten Stadt trotten die Fahrer enttäuscht und müde in ihren langen Schafspelzen neben den Pferden wieder nordwärts. Uns Glückliche aber, tausendmal Glücklichere trägt der Wagen vorwärts durch die weite starre Ebene mit ihren dürftigen Hütten, mit ihren Herden und Sümpfen, aus denen die Hauptstadt Rumäniens plötzlich und unorganisch — eine künstliche Treibhauspflanze, emporschießt.

Links von uns wird noch gekämpft. Unsere Batterien geben Rollsalven. Das Auto zischt durch die Pfützen. Man schließt die Augen. Antwerpen, Warschau, Belgrad und jetzt Bukarest! — Es ist 5 Uhr. Jetzt weiß es die Heimat. Jetzt läuten die Glocken an der Nieder-

elbe. Jetzt schwirrt es durch die Drähte um Verdun und Péronne. Jetzt läuft es in den Gräben der Champagne weiter: Bukarest gefallen! Der kleine Wagen rattert durch den Abend zwischen toten Pferden und verlassenen Hütten. Das Herz wird weit. Wir fahren durch die Weltgeschichte.

Ein kleiner Feuerschein am Horizont wird größer, röter, „die Blaugasfabrik" — sagt der Fahrer. Über den Bahnstrang von Ploesti fahren wir bei der Station Chitilla, die vor wenigen Stunden erst den Maschinengewehren unserer Ostpreußen erlag. Rechts die dunkle, niedrige Silhouette eines verlassenen Forts. Über die Gürtelbahn hinweg sausen wir in das stolze Werk des alten Brialmont hinein, das sich jahrzehntelang in den Büchern blähte, aber in der Stunde der Gefahr abmontiert wurde, wie eine Blechrüstung aus der Villendiele eines Kommerzienrats.

Durch die dicken Rauchwolken der brennenden Fabrik, die rußig schwarz über die Straße nach Westen ziehen, stoßen wir zwischen die ersten Häuserreihen. Es ist ganz dunkel geworden. Ab und zu eine klägliche Laterne. Aus den elenden Bauernhäusern, die noch nicht Vorstadt, aber auch nicht Dorf mehr sind, treten scheue Gestalten hervor und verschwinden. Die Gleise einer Straßenbahn erscheinen — halb unter Wasser, halb im Dreck begraben — aber doch anheimelnde Spuren europäischen Lebens — nach diesen nomadenhaften prähistorischen Wochen in der Walachei. Plötzlich steht in einer Weiche — dunkel und verlassen — ein gelber Straßenbahnwagen. Jetzt sind wir in der Stadt.

Die ersten blauen Laternen beginnen. Etwas Niederdrückendes geht von ihrem gedämpften furchtsamen Licht aus. Rechts das Schienengewirre des Nordbahnhofs. Auch er im Halbdunkel. Aber freudig gleitet ein kurzer Blick an den schwarzen Reihen der erbeuteten Wagen entlang. Nun laufen die ersten unserer Soldaten über die Straßen, rauchend, Arm in Arm. Die ersten erleuchteten Kneipen tauchen auf. Durch die offenen Türen sieht man Frauen und Männer um einen Soldaten stehen, der mit den Händen großspurig in der Luft fuchtelt. Langsam fahren wir in das Innere der Stadt ein. Zwei Knaben springen hurtig in den Wagen. Deutsche Bengels mit schwarzweißroten Schleifen. „Schulze" stellt sich der eine vor. Sie halten unsere Hände fest und wollen uns mit nach Hause schleppen. Dabei reden sie große Töne von Gefängnis und Internierung.

Durch die blauen Lichterreihen fahren wir in die Strada Crivitei ein. Blau erleuchtete Pferdebahnen rasseln uns entgegen. Die Kutscher schlagen auf die kleinen Gäule ein, als ob sie Eile hätten. Dabei sitzt kein Mensch im Wagen. Wir biegen in die Calea Victoriei. Das Asphaltpflaster beginnt. Eine enge Straße mit niedrigen Häusern und mittelmäßigen Geschäften. Ist dies das weltberühmte Zentrum dieser Stadt? Ein Mittelding zwischen dem Hamburger Steindamm und der Frankenstraße in Smyrna. Klein, unansehnlich stillos, so ist

der Anfang. Es ist alles leer. Nur zwei braune Polizisten mit kurzen Holzknüppeln wandern über einen großen Platz, der rechts ein paar grüne Bäume trägt, und an einigen erleuchteten Fenstern, die ihr blaues Schutzpapier heruntergerissen haben, zeigen sich ab und zu neugierige Köpfe.

Einen Augenblick ergreift uns ein Gefühl wie Enttäuschung. Wie Gleichgültigkeit gegenüber diesen glatten toten Steinhaufen. Wie eine kleine Sehnsucht nach da draußen, wo unsere Fahrer im Stroh bei Buftea liegen. Aber dann kommt plötzlich der Schloßplatz. Rechts ein niedriges Palais mit zwei eisernen Toren. Vor dem linken Tore unsere Grenadiere — zwei verdreckte graue Pickelhaubengestalten. Im Schlosse oben sitzt ein simpler Oberleutnant für diese Nacht als Herr der Riesenstadt.

Die beiden Grenadiere erzählen von dem Einzug. Sie tragen Blumen am Helm und am Rock. Sie erzählen von dem Jubel der Menschen, als sie einrückten, — den niemand von ihnen begreifen konnte, bis sie merkten, daß die Leute alle deutsch sprachen. An einer Ecke traf um 12 Uhr mittags ein deutscher Musko seine Frau, die hier in Bukarest interniert war. Sie flog an seinen Hals und marschierte neben ihm auf dem Schloßplatz ein.

Die beiden Posten stehen und sagen das, als ob es gar nichts wäre. Als ob sie an irgendeinem gleichgültigen Ort Mitteleuropas Wache hielten. Und dabei stehen sie an einer Stelle, auf der die Blicke der ganzen Welt jetzt ruhen. Und ihre beiden grauen Figuren sind auf immer verbunden mit dieser geschichtlichen Nacht. Und ihre Söhne noch werden erzählen von dieser Stunde und von diesem Eisengitter, und daß ihre beiden Alten mit dabei waren, damals als der große Krieg die ostpreußischen Grenadiere hinten in die Walachei warf.

Plötzlich stehen wir in einem großen Hotel, lichtgeblendet, vor eleganten Kellnern. Ein Direktor verbeugt sich. Unsere dreckbespritzten Rucksäcke werden vorsichtig auf den roten Plüsch gelegt. Im Vorraum sitzen elegante Damen mit Pelzen auf nackten Schultern, mit Schminke und Diamanten. Bleiche junge Herren räkeln sich in Ledersesseln und sehen blasiert auf unseren Führer, der sich die Hände an der Heizung wärmt. An der Wand neben dem Spiegel klebt der letzte rumänische Heeresbericht. Die letzten Anordnungen des polizeigewaltigen Herrn Mustaza blicken drohend auf uns nieder. „War schon ein Deutscher vor uns hier?" — „Nein," sagte der Direktor mit wienerischem Akzent. Er führt uns in Zimmer, die wie Schloßräume anmuten, wo Wasser fließt und behagliche Wärme die kaltgefrorenen Glieder durchrieselt. Vom Fenster sehe ich hinab auf die Calea Victoriei. Zwischen den blauen Lichtern wandert ein deutscher Offizier, der seine Hände in die Manteltaschen wühlt und ein Liedchen vor sich hinpfeift. Das Nationaltheater drüben liegt dunkel und trauernd da. In den Pfützen spiegelt sich das trübselige Laternenlicht. Weit im Nordwesten der Stadt grollen unsere Batterien.

Die erste Nacht

Bukarest, 7. Dezember 1916.

Einige Stunden nach der ersten deutschen Kompagnie, die von Norden her kämpfend in Bukarest drang, treffe ich soeben in der eroberten rumänischen Hauptstadt ein. Die meisten Straßen sind menschenleer. Alle Hotels und Cafés sind geöffnet, wenn auch nur spärlich besucht. Zahlreiche Einwohner haben die Stadt verlassen, doch dürfte die Menge der Flüchtlinge, die während der letzten Tage sich aus Norden und Westen hier eingefunden haben, die Zahl der Geflüchteten erreichen. Der König ist vor vier Tagen zuletzt in der Hauptstadt gesehen worden.

Da die Bedingungen, unter denen die Hauptstadt kapituliert, gerade eben erst formuliert werden, lebt sie in dieser Stunde unter einem merkwürdigen Interregnum. Erst von morgen ab tritt formell die Herrschaft des okkupierenden Siegers in Kraft. Die Verhandlungen werden von rumänischer Seite durch den Bürgermeister und einem Delegierten geführt, der politisch der Partei Peter Carps sehr nahe steht. Peter Carp selber weilt in der Stadt, nimmt aber, wenn überhaupt, an der Beratung wichtiger augenblicklich schwebender Fragen nur als Privatmann teil. Peter Carp ist niemals verhaftet gewesen. Der Tod seines gefallenen Sohnes hat ihn sehr erschüttert. Aber er ist seiner politischen Überzeugung treu geblieben. Bis in die letzten Tage hat er dem König freimütig Ratschläge erteilt, hat die aufgeregten Gemüter beruhigt, besonders hat er versucht, den Strom der aus der Hauptstadt Flüchtenden zu bändigen.

Der letzte rumänische Heeresbericht von gestern, der hier noch überall angeklebt ist, gibt dem Volke ungeschminkt Kunde von der Lage des Landes. Aber aus anderen Anschlägen des Stadtkommandanten von Bukarest geht die Besorgnis vor eigenen Unruhen deutlich hervor. Vorgestern mußten alle öffentlichen Lokale um 8 Uhr geschlossen sein. Gestern durfte niemand nach 9 Uhr das Haus verlassen. Man hört viele Klagen über Unterdrückung der öffentlichen Meinung in den letzten Kriegswochen.

Schon vorgestern gaben Plakate bekannt, daß die Stadt als offene Stadt betrachtet und so übergeben werden sollte. Die meisten dieser Plakate sind dann wieder heruntergerissen worden. Wie man sagt, von Russen. Es sind tatsächlich neue russische Truppen in Bukarest gesehen worden. Aber über ihre Zahl gehen die Schätzungen weit auseinander. Einige reden von 10000, andere von 30000. Der russische Gesandte soll bis zuletzt alles versucht haben, die Verteidigung der Stadt durchzusetzen.

Während ich diese Zeilen in der Nacht vom 6. Dezember im Hotel Continental beende, liegt die sonst bis in die späten Abendstunden so unruhige Callea Victoriei ausgestorben und halbdunkel da. Kein Fen-

ster ist erhellt. Aus den dunkelblauen Scheiben der gegen Fliegergefahr bemalten Straßenlaternen leuchtet ein trübes Licht. Kein Mensch, kein Wagen ist zu sehen. Ein kalter Regen rieselt auf die Stadt, in der einst Freude und Leichtsinn wie in keiner andern Hauptstadt Europas den Ton angaben. Nur im Norden erinnert die leuchtende Brandwolke der Blaugasfabrik, daß der Krieg weitergeht und das Schicksal Rumäniens sich noch nicht vollendet hat.

Der erste Okkupationstag

Bukarest, 7. Dezember 1916.

Seit heute morgen leuchtet an allen Straßenecken Mackensens Erlaß an die Bukarester Bevölkerung. Damit ist Bukarest nach dem kurzen Interregnum von gestern formell unter die okkupierende Botmäßigkeit der Verbündeten gestellt. Von Westen und Süden rücken seit heute morgen mit klingendem Spiel unsere Regimenter in die Stadt ein: Preußen, Bayern, Württemberger, Angehörige aller deutschen Gaue, Österreicher, Ungarn, die braunen Bataillone der Bulgaren, die olivengrünen der Türken, Lastautomobile und dreckbespritzte Kolonnenwagen, behangen mit den tausend Siebensachen des Feldkrieges. Einige machen halt. Die meisten durchziehen die Stadt ostwärts dem weichenden Feinde nach.

Noch immer veranstalten die Deutschen, meistens Frauen und Kinder, Freudenumzüge. An vielen Straßenecken umstehen Dutzende von Menschen einen einzelnen unserer Reiter oder Fahrer. Aber auch die eingeborene Bevölkerung nimmt hier wie schon in Craiova den Beginn unserer Okkupation mit einer grenzenlosen Naivität, einem Gemisch von kindlicher Neugier und leichtsinniger Gleichgültigkeit auf. Die Callea Victoriei ist belebt wie sonst. Alle Cafés sind überfüllt. Die Menschen sind festlich gekleidet. Kein Haß, keine Verzweiflung, kaum eine gewisse Niedergeschlagenheit tut sich kund.

Heute morgen hatte ich ein kurzes Gespräch mit Peter Carp. Trotz der bitteren Erfahrungen der letzten Monate macht er einen außerordentlich frischen und regsamen Eindruck. Als wollte er zeigen, daß das Gefühl für nationale Würde bei den deutschfreundlichen Politikern Rumäniens am besten zu Hause ist, lehnte er jedes für die Öffentlichkeit bestimmte Gespräch ab. „Wir sind ein besetztes Land,“ sagte er. „Wenn Sie Rumänien helfen wollen, so jagen Sie sobald Sie können die Russen hinaus.“

Die letzten Kämpfe um Bukarest

Bukarest, 7. Dezember 1916.

Der Fortgürtel von Bukarest ist im Norden durch Truppen der 9. Armee gebrochen worden. Eine Kavalleriepatrouille, bestehend aus 1 Leutnant und 3 Dragonern, drang schon in der Nacht vom 5. Dezember in eines der verlassenen Forts, wo sie nichts als ein paar verschlafene Posten fanden. Eine ostpreußische Grenadierkompagnie und die Kompagnie eines oberelsässischen Infanterieregiments waren die ersten, die das Weichbild der Stadt betraten.

Der Hauptmann der oberelsässischen Kompagnie gibt mir folgende Schilderung der Einnahme: Sein Bataillon war einer unserer Kavalleriedivisionen, die nördlich Bukarest operierten, zugeteilt. Es bezog in der Nacht zum 6. Dezember Vorpostenlinie. Gegen Morgen ging es in Richtung Chitilla vor, zunächst ohne Widerstand zu finden. Hinter Chitilla stieß es bei der Zuckerfabrik auf starkes rumänisches Feuer. Besonders in dem kleinen Waldstück neben der Zuckerfabrik hielt sich der Gegner längere Zeit. Endlich ward er hier geworfen. Eine Kompagnie rückte ihm nach in die Stadt. Da der Kompagnieführer, ein junger Leutnant, den Nordteil der Stadt unverteidigt fand, setzte er seine Kompagnie in eine elektrische Straßenbahn, die gerade vorüberfuhr, und erreichte so Punkt 12 Uhr den Schloßplatz. Hier machte er ungefähr 50 Gefangene.

Der Oberleutnant jenes ostpreußischen Grenadierregiments, dessen Kompagnie zuerst das Schloß in Bukarest besetzte, schildert mir die letzten Kämpfe folgendermaßen.

Am 6. Dezember 4 Uhr morgens erhielt die Kompagnie Befehl, das Dorf Chitila nördlich des Fortgürtels nebst Bahnhof und anstoßendem Fort zu nehmen. Sie marschierte 4 Uhr 30 ab. Durch umfassenden Angriff nahm sie 7 Uhr 15 das Dorf, das nach Meldung unserer Kavallerie und Aussagen von Gefangenen mit einem Bataillon besetzt war. Bei diesem Angriff mußte ein Bach und ein 10 Meter breiter Sumpf durchwatet werden, der die Leute zum Teil bis an die Hüften ins Wasser brachte. Das Dorf ward mit Hurra genommen, nachdem die Artillerie vier Schuß hineingesetzt hatte. Flankierendes feindliches Maschinengewehrfeuer vom Bahnhof erschwerte den Angriff, kostete der Kompagnie aber nur einen Mann Verlust. Der Gegner zog sich in den Bahnhof zurück. Ein von 2 Maschinengewehren unterstützter Angriff der Kompagnie vertrieb ihn auch von hier. Der Bahnhof und bald auch das 800 Meter südlich von ihm liegende Fort wurden besetzt. Wie alle Forts von Bukarest war auch dieses artilleristisch entwaffnet und wurde nur als Infanteriestützpunkt verteidigt. Nun ging es auf der Straße nach Bukarest weiter. Die Kompagnie rückte in etwa 400 Meter Breite vor und war links und rechts ohne

Anlehnung. So wurde der Südrand der Zuckerfabrik von Chitila erreicht. Der Gegner setzte sich. Es gelang seinem linken Flügel, durch starke Übermacht unsern rechten Zug um 1½ Kompagnien Länge zu überflügeln. Dies wurde erst bemerkt, als die Kompagnie die Gürtelbahn der Fortlinie überschritten und damit freie Sicht auf das vor ihr liegende Terrain bekommen hatte. Gleichzeitig wurde der linke Zug von einer feindlichen Kompagnie angegriffen. Die Lage wird einen Augenblick kritisch. Aber das eine der beiden Maschinengewehre, das schleunigst an den linken Flügel gezogen wird, schießt den Angriff des bis auf 100 Meter herangekommenen Feindes blutig und mit schweren Verlusten für ihn zusammen. Die Reste dieses Gegners ziehen sich in das Gehölz südöstlich der Zuckerfabrik zurück. Zu der noch immer kritischen Lage am rechten Flügel tritt allgemeiner Munitionsmangel. Ein Radfahrbataillon wird alarmiert, bringt Munition herbei und verstärkt rechts die Kompagnie. Gleichzeitig wird links die Kompagnie eines oberelsässischen Infanterieregiments eingeschoben. So verstärkt rückt die Linie vor. Aber der feindliche Widerstand bleibt hartnäckig. Er wird unterstützt durch die rumänische Artillerie, die mit Granaten und Schrapnells ungemein lebhaft, wenn auch ohne viel Erfolg, uns zu befeuern anfängt. Wieder muß unsere Artillerie heran. 10 Uhr 15 entsteht in den rumänischen Linien Bewegung. Darauf wird der Angriff sofort energisch eröffnet. Wie er eine Strecke vorgetragen ist, tauchen rechts in 1000 Meter Entfernung deutsche Schützenlinien auf, die von Westen eingreifen. Die Maschinengewehre werden 200 Meter weiter vorgezogen und pfeffern in den jetzt abziehenden Feind zum Teil flankierend hinein. Damit ist der letzte feindliche Widerstand gebrochen. Die ganze Linie rückt auf die innere Stadt vor. 11 Uhr 45 ist die Vorstadt erreicht. Die Kompagnie marschiert durch die Calea Crivitei und Calea Victoriei unter dem Jubel der Deutschen und teilweisen rumänischen Rufen Hurra Germania auf dem Schloßplatz ein. Im Schloßhof wird ein Kaiserhoch ausgebracht. Posten werden aufgestellt. In diesem Augenblick erscheint der Oberbefehlshaber Generalfeldmarschall Mackensen, der in die Stadt vom Westen aus eingefahren war. Er nimmt die Meldung des Kompagnieführers entgegen und gibt Befehl, außer dem zweiten Schloß noch das Auswärtige Amt, das Kriegsministerium, die Gebäude des Staatsarchivs und des in Bukarest befindlichen zweiten Armeekorps zu besetzen.

Über die gleichzeitigen Kämpfe am westlichen Fortgürtel der Stadt erfahre ich folgendes. Während der letzten Kämpfe vor Bukarest wurde der linke Flügel der Donauarmee von Bayern gebildet. Diese Bayern waren es gewesen, die von Ende Oktober ab in schweren Kämpfen den Szurdukpaß so gereinigt hatten, daß unser Durchbruch am 11. November so glatt von statten ging. Auch ihnen gebührt für ihr forsches Draufgehen in den Kämpfen am Arges ein gut Teil des Ruhmes an der Bezwingung der feindlichen Hauptstadt, die sich wie eine offene Stadt behandelt wissen wollte und doch bis zum letzten

Augenblick noch hinter ihren verlassenen Forts sich verteidigte. Am 3. Dezember hatten die Türken durch einen siegreichen Sturm aus der Richtung Balaria das Dorf Epuresti 8 Kilometer westlich des Arges genommen. Am selben Tage stürmten die Bayern in Verbindung mit dem linken türkischen Flügel Gaureni und Faucau. Die Rumänen, die sich an den Arges zurückzogen, wurden von den bayerischen Batterien aus dem Wald von Gaureni an der Straßenkreuzung von Stilpa gefaßt und schauerlich zusammengeschossen. 2 Batterien wurden abgeschnitten, 2100 Rumänen, unter ihnen 5 Regimentskommandeure, gefangen genommen. Noch am selben Abend ward überall der Arges erreicht, an einer Stelle bei Buda überschritten. Hier wurde sofort ein Brückenkopf ausgebaut. Nur am äußersten linken Flügel bei Gradniari hielt sich der Feind noch am rechten Ufer des Flusses. Während des 4. Dezember ruhen die Kämpfe. Die Rumänen liegen in ihren Stellungen am Sabarul dicht unter der Fortlinie. Am 5. Dezember werden Erkundungspatrouillen für einen neuen Angriff ausgeschickt. Aber am 6. Dezember morgens zwischen 8 und 9 Uhr baut der Rumäne am Sabarul ab. Gleichzeitig wird bekannt, daß die Stadt übergeben sei. Sofort rücken die Truppen zum Einmarsch ab. Als sie an den Sabarul kommen, stoßen sie auf Generalfeldmarschall Mackensen. Die Brücke ist zerstört. Das Auto des Oberbefehlshabers kann nicht weiter. Unter seinen Augen waten nun die bayerischen Bataillone einzeln durch den Fluß. Jede Kompagnie bringt dem greisen Heerführer ihr Hurra. Während der Oberbefehlshaber auf einem andern, mehr nördlich gelegenen Wege in die Stadt einfährt, marschieren die Bayern kräftig vorwärts und erreichen im Dunkel der Nacht die Stadt, zu deren Fall gerade sie seit Ende Oktober so viel beigetragen haben.

In Bukarest

I

Bukarest, im Dezember 1916.

An der Ecke der Callea Victoriei und des Boulevard Elisabetu, vor dem aufdringlichen Palast des Bukarester Militärkasinos, wogt eine dichte Menge. Es gibt kein Offiziershaus wie dieses in Deutschland. Und die Stadt, die es in ihr Zentrum setzen wollte, würde sich lächerlich machen bei uns. In diesem kaum fertigen Gebäude des Cercul Militar, das größer als das Bukarester Hoftheater ist, sitzen heute die rumänischen Gefangenen. Immer neue blaue Trupps mit den hohen schwarzen Wintermützen drängen sich durch die prächtigen Portale in der Wandelhalle und hohen Säle. Draußen stehen Hunderte von Frauen, alte und junge, elegante Dämchen und Bauernweiber. Einige bringen Wasser, Brot und Zigaretten. Die meisten suchen einen Mann, einen Sohn, einen Vater. Durch die offenen Fenster fliegen Fragen

und Antworten, weiße Zettel, hin und her. Viele ängstliche, suchende Gesichter. Die meisten wandern nach einiger Zeit enttäuscht zurück. Ein armes Weib heult unaufhörlich. Die Gesichter der Gefangenen sind gegen die Scheiben gepreßt. Sie sehen das glänzende Leben auf dem Boulevard, die vielen festlich gekleideten Frauen, die fremden Soldaten — und warten auf ihren Abtransport nach Deutschland.

Manchmal fährt ein gefangener Offizier durch die Straße. Er wird kaum beachtet. Trupps von gefangenen Bauern werden belacht. Ich habe in Douai Arbeiterfrauen gesehen, die weinten, wenn gefangene Franzosen vorbeigeführt wurden. Hier sind heute Russen auf offener Straße beschimpft worden. Und die eigenen Landeskinder scheinen das Interesse des Hauptstadtpöbels verloren zu haben, seitdem sie in Presse und Kientopp keine Heldenrolle mehr spielen.

Das alte Bukarest ist tot. Man sieht die letzten Reste sterben. Die rumänischen Heeresberichte und Polizeiverordnungen, die an allen Häusern und Säulen kleben, verschwinden mehr und mehr unter den neuen Plakaten Mackensens und des Gouvernements. Die schreienden Reklamebilder von Pathé und Gaumont, die noch vor 10 Tagen zum Besuch eines abendfüllenden englischen Sommefilms einluden, wehen zerfetzt im Regen. Noch jagen elegante Russenfiaker mit samtgekleideten Kutschern durch die Straße. Noch gibt es Schlagsahne in einigen Cafés. Meterlange Salamiwürste, Schinken und Mokkakaffee liegen in den Fenstern der Geschäfte. Aber man hat das unbestimmte Gefühl — und wenn man das geschäftige Treiben im Ministerium des Innern sieht, wo das neue Gouvernement sich einrichtet, hat man die feste Gewißheit — daß diese Herrlichkeit bald zu Ende ist. Rumänien glaubte durch „seinen" Krieg — wie es ihn nannte — die mitteleuropäische Festung einstoßen zu können. Im Augenblick, wo es sie berührte, saß es selbst drin — und teilt nun Leid und Freud mit uns, vor allem Leid. Das wird am wenigsten der verwöhnten Hauptstadt gefallen, die trotz der üblen Lage des Landes noch bis zuletzt gut aß. Und wie wird sich die kleine amerikanische Tänzerin erst wundern, die sich naiv rühmte, auch während der ersten Tage der Okkupation nie unter 200 Franken für Leckerbissen zum Frühstück und Abendessen ausgegeben zu haben.

Aber diese Bukarester Menschen werden auch das vielleicht anders zu ertragen wissen als wir. Ihre Liebenswürdigkeit, ihre spielerische, unsachliche Natur ist schwer zu erschüttern. Einer Lederfabrik ward ihr ganzer Bestand beschlagnahmt. Der Direktor, ein Rumäne, geleitete den Offizier unter den freundlichsten Worten an sein Auto: „Bitte, wir tun für Sie, was wir können!" Nirgends sah das deutsche Heer sich mit so viel Wohlwollen empfangen bei Behörden und bei Bevölkerung, wie hier. Man bittet um die Herausgabe einer deutschen Zeitung. Die deutschen Heeresberichte werden freiwillig von allen Geschäften ins Fenster gehängt. Nirgends hat man den Eindruck, daß dieses Land uns unseren Sieg übel nimmt. In vielem erinnert heute

Bukarest an das Brüssel der ersten Kriegsmonate. Nicht zuletzt durch die tollen Gerüchte von großen Schlachten, die sich heute, vier Tage nach der Einnahme der Stadt, noch vor seinen Toren abspielen sollen. Aber diese wohlwollende Gesinnung gegenüber dem okkupierenden Sieger ist ganz und gar unbelgisch.

Der große Teil der Bevölkerung leidet unter dem Krieg wie überall. Zwar Fleisch und Mehl ist noch billig — und ersteres lange nicht so knapp wie die seit langem bestehende Einrichtung von vier fleischlosen Tagen zuerst erwarten ließ. Zucker ist schwer zu haben. Ganz Bukarest war erstaunt, als unsere Truppen plötzlich im Norden der Stadt ein riesiges Zuckerdepot entdeckten, das sich irgendein beamteter Schieber dort angelegt. Aber die Lebensmittelpreise steigen von Tag zu Tag — ebenso rapid auch die Preise für Hotelzimmer, wenn diese auch noch längst nicht die Höhe von Jassy erreicht haben, wo augenblicklich der rumänische Flüchtling bis 1000 Franken für ein Zimmer im Monat zahlt. Die Familien der Eingezogenen bekommen 10 Franken pro Monat Entschädigung, solche mit Kindern 5 Franken mehr (nicht etwa für das einzelne Kind). Schon heute greift das Gouvernement in die allgemeine Preissteigerung, die teilweise zu einer schamlosen Übervorteilung unserer Soldaten führt, regulierend ein. Aber es ist außer Zweifel, daß diese von allen Mächten zwei Jahre hindurch verhätschelte Stadt den Krieg, den sie klugerweise von ihren Mauern fernhielt, wirtschaftlich noch bitter empfinden wird.

Es wird viel gescholten in diesen Tagen auf das Benehmen der Stadt. Ich habe Deutsche getroffen, die ihren ehrlichen Ekel äußerten vor diesem würdelosen Umschmeicheln eines Siegers, den man vor einer Woche noch in allen öffentlichen Orten beschimpfen konnte wie einen Hund. Aber falscher noch als anderswo ist es in Bukarest, die Stadt nach der Geste der Hauptstraße zu beurteilen. Es gibt nur eine große Straße in Bukarest. Und von dieser Straße nur einen Kilometer — dieser Kilometer hat demonstriert und geschrien — im Theater, im Kintopp, im Café, auf dem Pflaster. Dieser Kilometer gibt auch heute den Ton an. Es ist natürlich, daß die Deutschen und Österreicher und Ungarn der Stadt sich hier heute hervordrängen. Daß viele, die bisher schwiegen, jetzt plötzlich ihr deutsches Herz wieder entdeckt haben. Daß die in Rumänien noch heute deklassierten Juden, die fast alle uns freundlich gesinnt waren, hier heute ein kräftiges Wort riskieren. Aber das erschöpft nicht alles. In wenigen Städten spielt das weibliche Element die Rolle wie hier. Vom Vestibül des kleinsten Hotels bis in die Gemächer der Minister und des Königs. Diese einzige Internationale, die auch im Kriege gehalten hat, ist stark mit deutschen „Artistinnen" versetzt. Gewiß, sie haben französische, amerikanische Namen. Sie haben damals Tipperary gesungen und im Kabinett russische Siege verherrlicht. Aber als der rumänische Krieg ausbrach, zeigten ihre Pässe, daß die meisten von ihnen aus Ungarn und Berlin, aus Böhmen und Wien stammten. Man

internierte sie in Vacaresti. Aber heute führen sie in allen Hotels, Cafés und auf der Straße, überall, wo deutsche Soldaten zu finden sind, das große Wort. Der Deutsche wundert sich über diese „feindliche" Stadt, oder er schilt. Aber sicher ist es nicht das ganze Rumänien, was er auf diesem Bukarester Kilometer sieht. Es ist vielleicht nicht einmal das ganze Bukarest. Gewiß hat dieser Rumäne nicht den Stolz und das tiefe durch Jahrhunderte gezüchtete Nationalbewußtsein unserer westlichen Nachbarn. Aber von Peter Carp und anderen zu schweigen — wenn man heute aus der Geschäftswelt in die Welt der Intelligenz oder der Beamten kommt, so kann man in manchem stillen Zimmer gedrückte und beschämte Gesichter sehen. Auch diese Männer schelten auf die Regierung. Aber sie tun es mit Würde — und mit der Treue, die auch einem verirrten Vaterlande gebührt.

II

Bukarest, im Dezember 1916.

Vor dem Gebäude des „Adeverul". Eine schwarze Menschenmenge steht gedrängt, unruhig, spannungsvoll wie in den ersten rumänischen Kriegstagen. Hunderte von Austrägern belagern den Eingang. Aus dieser Brutstätte des Hasses gegen uns soll in einigen Minuten die erste deutsche Zeitung heraus.

Die Bukarester können alles vertragen. Daß ihr König flieht, ihre Stadt besetzt wird, daß die verhaßten Bulgaren über die Callea Victorei ziehen. Sie ertragen es leicht, weil der Ausgang dieses Krieges für sie zum Teil der Ausgang einer Parteidebatte ist, weil sie das Elend, das dieser Krieg über ihr Land bringt, bisher kaum noch am eigenen Leibe gespürt haben. Aber daß sie keine Zeitung bekommen, das war für sie unerträglich. „Herr, wann kommt das erste Journal von Berlin?" — fragten unbekannte Männer auf der Straße. Und die Stadtbehörden, die ihre Leute kennen, bestürmten das Gouvernement mit Bitten um eine deutsche Zeitung. Es war ihnen gleich, ob sie milde oder hart zensiert ward. Die Hauptsache war, daß sie ein Blatt, ein großes Blatt, in der Hand halten, daß sie lesen und debattieren können. Ohne Zeitung waren die Cafés unmöglich.

Drinnen auf der Treppe zwischen den Wänden, die mit schreienden französischen Plakaten bemalt sind, rennen Soldaten und Zivilisten auf und ab. Vom Setzersaal in die Redaktion, vom Sekretariat in die Ausgabestelle. Alles ist mit einem Luxus ausgestattet, den keine deutsche Zeitung kennt. In einer Ecke des Empfangsraums sitzt die Besitzerin des „Bukarester Tageblattes", deren Sohn gefallen, deren Mann interniert und von den Rumänen verschleppt ist. Sie will gerührt den großen Augenblick hier mit erleben, wo ihre seit 3½ Monaten tote Zeitung zu neuem reicheren Leben erwacht. Im unordentlichen Redaktionszimmer, wo noch alles umherliegt, wie die flüchtenden Herren es verlassen — Visitenkarten mit berühmten Namen,

angefangene Briefe, Bürstenabzüge der letzten Nummer — sitzt abgehetzt der Redakteurleutnant. Plötzlich erhebt sich unten ein vielstimmiges Geschrei. Die ersten weißen Blätter werden zu Fetzen zerrissen. Die Leute prügeln sich auf dem Straßenpflaster. Der erste Austräger — ein kleiner Zigeunerbursche — hat sich durch die Menge gearbeitet und fliegt die Straße entlang hin auf die Boulevards. Die anderen folgen. Die ganze Stadt erwacht zu neuem volleren Leben. Die Männer stehen an der Laterne, vor den Geschäften, mitten zwischen Autos und Droschken. Diese erste Nummer ist historisch, weltgeschichtlich — denn sie trägt an ihrer Spitze den Friedensaufruf des deutschen Kaisers.

Bei „Capsa". Dies ist das eleganteste Café von Bukarest. Ganz klein, geschmackvoll, halb Konditorei, halb Restaurant. Hier verkehrte die gesellschaftliche Auslese der Stadt — besonders die Damen, die Gattin des Ministers lächelnd neben der Mätresse ihres Mannes sitzend. Dies ist das Café, in dem kein Deutsch gesprochen werden durfte seit der Kriegserklärung. In dem kleinen Eßzimmer hinten liebte Herr Blondel, der französische Gesandte, zu sitzen. Hier feierte die Bukarester Creme der Entente bei Sekt die ersten Siege von Romania Mare. Die französischen Flieger saßen hier, wenn unsere Zeppeline über Bukarest kreisten. Hier warfen die russischen Offiziere mit Zwanzigrubelscheinen um sich. Hier flüsterten die Wissenden schon, als die Katastrophe noch weit war und das Volk draußen noch den dicken Überschriften des „Adeverul" glaubte. „Capsa" wurde immer leerer, je trostloser der rumänische Tagesbericht klang... Plötzlich saßen deutsche Soldaten auf den Biedermeierstühlen. Deutsche Bestellungen klangen hart von den Tischen zu den sauberen Mädchen an der Teeke hinüber. Als die kleine amerikanische Tänzerin — die hier so oft mit hohen Gönnern gesessen hatte — zum ersten Male kam und überall diese appetitliche, aber etwas rauhe Kriegerhorde erblickte, mußte sie weinen. Sie war ganz allein geblieben. Alle die eleganten russischen und französischen Freunde waren verschwunden. Und nur ein alter Ressortchef aus dem Domänenministerium saß trübselig am Fenster. Er sah nachdenklich auf der Straße die Türken marschieren — von jenen Türken, gegen die er selber bei Plewna noch gekämpft hatte. Er sah voll Ingrimm die Bulgaren, die hier ihre Köpfe besonders hoch trugen. Und er sah mit Scham, wie draußen auf der Straße die rumänischen Mädchen und Frauen dem Sieger begegneten.

Auf dem Nordbahnhof. Hunderte von Koffern stehen auf dem Bahnsteig gestapelt, die die letzten flüchtenden Züge nicht mehr fortschaffen konnten. Hunderte von Postsäcken liegen verschnürt und beklebt zur Abfahrt bereit — nach Pitesti und Ploesti — als unsere Truppen diese Bahnen längst durchschnitten hatten. Sonst aber keine Spur des Krieges auf diesem Bahnhof der großen Festung, die okkupiert ward, ohne daß ein Haus in ihr zitterte. Die Bahnhofswirtschaft in vollem Betrieb — wie weit ist Predeal mit seinem Bahn-

hofsrestaurant, in dem die tote rumänische Maschinengewehrbedienung lag. In langen Ketten stehen die rumänischen Eisenbahnangestellten mit der roten Binde und dem silbernen Flügelrad auf dem Perron und verhandeln mit dem Direktor wegen Weiterarbeit. Die Wartesäle, alle Hallen und Gänge, sind gepfropft voll von Flüchtlingen, die seit einigen Tagen hier auf die Abfahrt des ersten Zuges warten. Sie haben am meisten unter dem Kriege zu leiden gehabt, den sie am wenigsten gewollt oder auch nie verstanden haben — denn die meisten von ihnen können weder lesen noch schreiben. Da sitzen sie auf ihrem elenden Hausrat — viele unterernährt, manche mit den typischen Merkmalen der rumänischen Nationalkrankheit, der Pellagra. Ihr letztes Geld ließen sie in den kleinen, aber teuren Gasthäusern des Nordbahnhofsviertels. Sie dachten Schutz in der großen Festung zu finden. Aber die Festung ergab sich. Das reiche Innenviertel der Stadt lebte wie sonst. Die kleinen Vorstadtleute schlugen sich mit der Einquartierung herum... Die Flüchtlinge erstürmen jeden Zug, der nach Norden fährt. Sie wollen nach ihrem Heimatsdorf, nach ihrer Hütte, ihrem Vieh, ihren Scheuern. Nur wenige kommen mit. Aber vielleicht sind es nicht die Unglücklichsten, denen der Anblick ihres Besitzes noch einige Tage erspart bleibt.

In der deutschen Gesandtschaft. Vom Balkon herunter weht die amerikanische Flagge. Das eiserne Tor, vor dem ein brauner Stadtpolizist steht, ist noch gesperrt. An dem tiefen Garten entlang, der sich hinter dem bescheidenen Hause hinzieht, kommen wir zum Eingang des Pförtners, dessen Frau uns öffnet. Er hat schlechte Zeiten gehabt, der alte Mann mit seiner Familie. Einmal am Tage durfte er in Begleitung eines Soldaten allein das Haus verlassen, um einzukaufen. Niemand traute sich zu ihm, außer einem alten Bukarester Milchmann, der gerade freundlich grüßend in den Garten tritt. Der Pförtner hat alle deutschen Gesandten der letzten 25 Jahre hier in Bukarest gesehen — Bülow und Kiderlen, Waldhausen und Busche. Er erzählt von ihren Familien wie von alten Bekannten... Dann betreten wir das Haus, das erst seit Kiderlens Zeit in deutschem Besitz ist. Das Haus ist fast leer. Schon früher wurde es nur im Winter benutzt. Denn während des Sommers pflegen die Gesandtschaften wie der Hof in Sinaia zu residieren. Der letzte deutsche Vertreter, der während des Krieges hier eintraf, hat niemals in diesem Hause richtig gewohnt. Das ganze Haus war während des Krieges eine Propaganda-Zentrale — nicht so erfolgreich, aber ebenso emsig wie die russische oder französische Gesandtschaft. Wir wandern durch die einzelnen leeren Räume. „In diesem Zimmer saß Herr..., in jenem arbeitete Herr..., in diesem wohnte Herr..., als die Gesandtschaft schon abgereist war." Hier steht ein Schrank mit zwei Schreibmaschinen, feierlich versiegelt durch den amerikanischen Gesandten. Hier hängt die Karte von Verdun. Durch eine herabgelassene Jalousie blickt man in die Straße, auf der sich während der kritischen Tage die demonstrierenden Stu-

denten zeigten — und wo jetzt der rumänische Polizist gehorsam auf und ab geht. Das Haus hat viele Zimmer. Man sieht in die Stätten letzter emsiger Versuche, zu reparieren, was irreparabel — aufzubauen, was nicht mehr zu schaffen war. Und man verläßt nachdenklich dieses Haus. Gewiß, ein Land mit 7 1/2 Millionen Einwohnern, das sich von diesem Wasserkopf Bukarest regieren läßt, kann nicht nach drei Monaten Kriegsanschauung beurteilt werden. Aber der deutsche Soldat, der heute durch Rumänien zieht, fragt sich oft überrascht: Wie konnte ein Land mit so starken deutschen Bindungen wie dieses uns so weit entgleiten, daß dieser sinnlose Krieg möglich ward?

Weihnachten im Südosten

An der Buzeufront, 23. Dezember 1916.

Morgen feiern Tausende von deutschen Männern das dritte Kriegsweihnachten fern im Südosten. In der aufgeweichten Moldau, in der wegelosen nebeligen Dobrudscha, vor Saloniki und Monastir liegen sie, die meisten im feindlichen Feuer, viele auf beschwerlichem Marsch in der Kolonne, in kleinen fremden Dörfern, nur wenige in Städten. Sie feiern Weihnachten unter fremdem Volk, noch fremder und einsamer als anderswo, denn ihr deutsches Weihnachten geht dem orientalischen um zwei Wochen voraus. Nicht überall in Rumänien, Serbien und Mazedonien brennt heute abend der deutsche Weihnachtsbaum. An vielen Orten müssen ein paar Kerzen ihn ersetzen, und auch die ersehnte Weihnachtspost wird bei der Schnelligkeit unseres Vormarsches und den grundlosen Wegen manche unserer Walacheisieger erst nach dem Fest erreichen. Dennoch wandert das deutsche Weihnachten mit dem deutschen Soldaten, wohin er kommt. Und auch aus dem Glanz weniger Kerzen, ob sie im Graben bei Gewgheli oder in einer elenden Walachenhütte brennen, leuchtet ihm die ferne geliebte Heimat auf. Dieser Abend ist für viele unserer Soldaten hier unten kein fröhlicher Abend, aber neben dem ehernen Muß der Pflicht beseelt alle das stolze Bewußtsein, durch die wunderbaren Siege der letzten Wochen Großes beigetragen zu haben für ein glückliches Ende. Die augenblickliche Aufregung der Heimat über den Frieden hat bis hier unten, wo jeder Tag den einzelnen vor neue Aufgaben stellt, nur schwache Wellen geschlagen. Aber an diesem Weihnachtsabend schweifen die Gedanken zahlreicher Deutschen aus dem fernen Südosten nicht nur in die Heimat sondern auch in die Zukunft, die all den Tausenden zwischen Monastir und den Karpathen Sieg, Freiheit und friedliche Arbeit bescheren soll.

Beim Korps Krafft

An der Rimnikfront, Ende Dezember 1916.

Die Truppen des Generals Krafft haben ihre eigene Geschichte, ihren eigenen Nimbus. Sicher gibt es viele Regimenter, die nicht weniger tapfer gefochten als sie. Aber das Edelweiß an ihrer Mütze erzählt von besonderen Taten. Ein Geheimnis liegt über diesen Truppen. Seitdem sie den Russen gegenüberstehen, haben sie gegen alle Feinde Deutschlands gefochten — gegen alle.

Ich traf sie in Serbien und vor Verdun. Die Höhenkämpfe zu beiden Seiten des Ibartales, der Sturm auf Fleury — ihre Geschichte war schon reich an unerhörten Strapazen, an schweren Blutopfern, als der rumänische Feldzug ihren Namen bekannt machte. Der klassische Umgehungsmarsch, der den Kern des Hermannstädter Sieges ausmacht, ist ihr Werk. Aber größer noch sind die wochenlangen Gebirgskämpfe, in denen sie den Rotenturmpaß öffneten. Berg für Berg dem zähen Verteidiger entreißend. Ihre zielsichere, im Gebirgskampf großen Stiles längst erprobte Führung wetteiferte mit dem Mut und dem rastlosen Vorwärtsdrang der kletternden Bataillone. Es sind nicht alles Bayern, die den guten Ruf dieser Truppe täglich neu begründen. Jäger aus Nord- und Mitteldeutschland kämpfen neben Schwaben und Tirolern, und im Rotenturmpaß hat ein schlesisches Landsturmbataillon zwischen ihnen tapfer im Feuer gestanden. Aber die Bayern bilden den historischen Kern dieser Truppe. Und ein Sinnbild des Ganzen ist jenes bayerische Bataillon und sein prinzlicher Führer, der in Serbien auf 1500 Meter Höhe einen Sturmangriff führte, bei Fleury stundenlang verschüttet lag und jetzt in den Bergkämpfen am Spinului durch Bauchschuß fiel.

Heute kämpfen die Krafftschen Truppen an einer schwierigen Ecke der Rimnikfront. Nach den Gewaltmärschen durch die Walachei, nach dem kräftigen Stoß, durch den sie die Schlacht am Arges mit entscheiden halfen, ringen sie gleich den übrigen Verbänden der 9. Armee mit den zähen Ketten der Russen, die die Serethlinie schon bei Rimnik glaubten verteidigen zu können. Es sind neue Gegner. Aber die Truppen kämpfen mit dem alten Geist.

„Man muß die Russen anders schlagen als die Rumänen," sagt der junge Generalstabschef der Gruppe Krafft, der trotz seiner norddeutschen Herkunft seit langem ganz mit dem bayerischen Stabe verwachsen ist. „Der rumänische Krieg ist plötzlich ein russischer geworden. Das erfordert andere Methoden. Aber wir kennen den Russen von der Rawka her. Man muß ihn anders schlagen — aber schlagen müssen wir ihn."

Major v. W. ist ein Spezialist im Gebirgskrieg — „welcher eine der interessantesten Sachen ist — aber man muß ihn genau verstehen — sonst fällt man furchtbar hinein." —

Am Abend sitze ich neben dem General. „Haben auch Truppen unserer Donauverbündeten unter Führung von Exzellenz gekämpft?"

„Gewiß — und eine österreichische Gebirgsbrigade hat sich in tagelanger schwieriger Situation geradezu glänzend geschlagen."

Der Stabsarzt mischt sich ein und erzählt von den braven Bosniaken, denen im Schneesturm auf der Moscorulscharte in den Fogaroser Alpen zu Dutzenden die Glieder erfroren:

„Viele mußten amputiert werden — aber selten habe ich die rührende Stille und Geduld gesehen, mit der diese Mohammedaner ihren Schmerz ertrugen."

„Auch das Heer unserer Verbündeten muß man genau kennen, um es richtig beurteilen zu können," meint der Chef. „Wir dürfen die Donaumonarchie nicht mit Deutschland vergleichen. Wie ich vor Jahren einmal im Gespräch mit dem Deutschen Kaiser äußerte: „Deutschland hat ein Volksheer, die Donaumonarchie — ein Heer von Völkern."

Es war ein unvergeßlicher 24. Dezember. Auf den Höhen des Eilnautales, wo der Russe verschanzt lag, stiegen unsere Einschläge in dicken schwarzen Säulen hoch. Weiße Schrappnells über dem Tal, wo unsere Linie sich entfaltete. Maschinengewehrfeuer auf dem linken Flügel, wo österreichische Gebirgstruppen sich an die Höhen heranpirschten. Ein dumpfes Grollen aus der Ebene, wo der Feind Petrisoru mit Steilfeuer belegte. Ein Grollen auch hoch aus den Nordbergen, wo deutsche schwere Artillerie dem Feinde den Weg versperrte. Und hinter uns brennende Petroleumtanks der Steaua Romana auf den Bergen von Beceni. Glimmende Weizenhaufen. Panjewagen mit Verwundeten auf Maisbusch. Ein unvergeßlicher, irrsinniger Weihnachtstag.

Weihnachtsnachmittag in der vordersten Postenlinie. Kein Baum, keine Kerze. Kein Paket, kein Brief. Nicht einmal eine Extrazigarre. Kein Wein. Kein Lied. Abgeschnitten — jeder für sich — hocken die Jäger in ihren dürftigen, strohgefüllten Löchern — in großen Zwischenräumen — ganz allein mit den paar heimlichen Weihnachtsgedanken, die der scharfe Wachtdienst aufkommen läßt.

Weihnachten bei den Minenwerfern. In einer kleinen, kalten Friedhofskapelle versammelt sich die Kompagnie. Ein Baum mit wenigen Kerzen brennt. Ein Quartett singt. Der Prediger schilt auf die Selbstsucht, die diesen Krieg verschuldet hat. Die Männer hören still zu. Auch als er vom Sterben für das Ganze redet, bleiben sie ruhig. Aber als er die Weihnachtsgeschichte liest, als die alten Kindheitsworte auf sie niederstürzen — viele von den Minenwerfern weinen.

Weihnachten draußen bei der Kolonne. Es ist schon dunkel, als die Wagen in das Dorf poltern. Die Pferde werden in die Ställe und in die Häuser gezogen. In den muffigen Küchenstuben der Bewohner machen sich die Fahrer breit. Die Frauen und Kinder rücken scheu in den Hintergrund. Eine Gans wird gerupft und gebraten. Eine

Flasche Wein aus dem Wagen geholt. Bald sitzt alles um den Tisch, in dessen Mitte ein paar Wagenlichter im Kreise aufgestellt brennen. Zum Schlusse beginnt einer zu singen. Der andere holt die Mundharmonika. Mit „O Tannebaum" beginnt es. Alle alten Lieder kommen hoch. Aus Müdigkeit und Heimweh bricht plötzlich eine stille erinnerungsschwere Fröhlichkeit. Und die Rumänen sitzen neugierig dabei und können sich nicht vorstellen, warum die müden, fremden Soldaten noch nicht schlafen gehen.

Spät abends wieder bei General Krafft — in einem modernen geräumigen Bauernhaus — an den Wänden des großen Zimmers ein paar Tannenzweige. Draußen verglüht der riesige Holzstoß, vor dessen Flammen der Führer soeben die Kreuze verteilt hat.

Generalleutnant Krafft v. Delmensingen hat diesen Krieg als Generalstabschef der bayerischen Armee begonnen und ihn in all seinen Spielarten an hervorragender Stelle mitgemacht. Er hat als Berater des Kronprinzen Rupprecht die Feldschlacht in Lothringen mitgewonnen, den Stellungskrieg an der Lillefront eine Zeitlang geleitet, hat unseren Verbündeten in Tirol große Dienste geleistet und in Serbien wie vor Verdun seine Truppen zu einschneidenden Erfolgen geführt. Ein Soldat, der die Mentalität des Generalstäblers mit den Eigenschaften des guten Truppenführers verbindet. Nicht milde. Immer selber vorn in der ersten Beobachtung. Voll Liebe zum Gebirge. Gefürchtet von seinen Begleitern wegen seiner strammen Kletterleistungen. Dabei ein General von seltener Allgemeinbildung, — der auch andere politische Meinungen als seine eigenen interessiert entwickeln hört. In der Bauernstube der Ostwalachei, während draußen die Kanonen donnerten, sprachen wir über Kant und Vollmar, das Wirtshaus in Polumir und die Zukunft der Presse — bis tief in die Weihnacht.

Wie der Chef aus seinem Arbeitszimmer kommt, frage ich nach dem Stand der Kämpfe.

„Nichts Besonderes," meint er. „Man hat dem Feind eine Falle gestellt. Nun wartet man, ob er hineingeht. Das ist das schönste in der ganzen schwarzen Kunst der Strategie. Aber noch ist nicht klar zu sehen."

Der Kreis wird kleiner. Die Gespräche laufen weit zurück — in die ersten Kriegstage, nach Audun le Roman, nach Belgien. Sie laufen weg nach Südwest — und weit in die Zukunft, in den Frieden...

Wie wir das Haus verlassen, liegt das kleine rumänische Bergdorf in heller Nacht. Aus einem fernen Hause singt es noch. Aber es kommt aus einer feuchten Kehle. Die Hunde bellen. Auf dem Berge brennt der Tank lichterloh weiter. Ab und zu ein dumpfer Kanonenschlag. Um die Reste des weihnachtlichen Holzstoßes liegen gefangene Tscherkessen.

Drei Tage später war Rimnik-Sarat genommen. Der Russe war anscheinend doch in die Falle gegangen.

Vom Arges bis zum Buzeau

Armeeoberkommando Falkenhayn, Ende Dezember 1916.

Auch nach dem Siege am Arges, der das Schicksal der rumänischen Hauptstadt besiegelte, hatte die 9. Armee zunächst keinen Auftrag, Bukarest anzugreifen. Sie sollte vielmehr mit naturgemäß stark gestaffeltem rechten Flügel gegen die Festung nördlich an Bukarest vorbeiziehen und die Verfolgung des geschlagenen Feindes energisch fortsetzen, die Einnahme der Hauptstadt der Donauarmee überlassend. Aber der Widerstand des Gegners, der hart an der nordwestlichen Fortgrenze sich noch einmal setzte, führte in der Nacht vom 5. zum 6. Dezember zunächst Schmettowsche Kavallerie, später ostpreußische und elsässische Infanterie nebst einem gemischten Radfahr-Bataillon ganz von selber in den Bereich der Festung. Am Vormittag des 6. Dezember fanden im Norden der Stadt kleine, aber blutige Gefechte statt. Nachdem der Widerstand des Feindes am Bahnhof Chitilla gebrochen war, drangen einzelne verfolgende Kompagnien aus der Gruppe Kühne in die Stadt ein und besetzten als Erste gegen Mittag das königliche Schloß. Der rücksichtslose Angriff und Verfolgungsgeist, der die 9. Armee in kurzer Zeit vom Vulkanpaß nach Kronstadt und vom Vulkanpaß bis zum Arges geführt hatte, stieß sie als Erste auch in das Zentrum des feindlichen Landes.

Aber die Einnahme Bukarests blieb für die Armee Falkenhayn militärisch von sekundärer Bedeutung. Ihr Hauptziel blieb die Verfolgung des geschlagenen Gegners. Sie wurde mit größter Energie fortgesetzt. An demselben Tage, da Bukarest fiel, waren die Truppen des Generals Morgen in das brennende Petroleumzentrum Ploesti eingezogen. Nur durch Eilmärsche von nie dagewesener Steigerung hatten sie erreicht, daß das Zerstörungswerk der Engländer nur teilweise gelang. An eben demselben Tage hatten unsere südlich Predeal kämpfenden Truppen die Königstadt Sinaja durchschritten, nachdem die festen Stellungen von Busteni schon zwei Tage vorher vom Feinde geräumt waren. Auch diese aus dem oberen Prahovatal kommende Gruppe schwenkte, sobald sie bei Campina die Ausgänge des Gebirges erreicht hatte, nach Osten um und nahm — mit ihrem linken Flügel das Gebirge streifend — in der geschlossenen Frontlinie der übrigen Gruppen der Armee die Verfolgung auf. Dabei gelang es den Truppen des Generals Morgen schon am 8. Dezember, jene aus Sinaja flüchtende feindliche Streitkraft, besonders aus der 4. rumänischen Division bestehend, in Gegend nordöstlich Ploesti in der rechten Flanke anzufallen, zu umstellen und durch Gefangennahme oder Niederkämpfung fast restlos zu erledigen.

Diese jetzt vollzählig in eine Linie versammelte Armee wandte sich nun ostwärts der Säuberung des Restes der Großen Walachei zu. Dabei mußte, wie ein Blick auf die Karte lehrt, der rechte Flügel — wie noch mehr die Donauarmee — erheblich weit ausholen. Die Schwierigkeiten des nun angehenden Vormarsches lagen hauptsächlich in den überaus schlechten Wegeverhältnissen. Es traten starke Regenfälle ein. Die zahlreichen Flüsse und Bäche, die die Niederung durchqueren, schwollen an. Die meisten der elenden Holzbrücken hielten größere und dauernde Transporte schwer aus. Unsere Pioniere — vorn und hinten zugleich immer bei der Hand — leisteten Unmenschliches. Dazu kam, daß der Gegner wahrscheinlich auf russischen Befehl rücksichtsloser als sonst nicht nur Wege und Brücken, sondern auch Dörfer und Vorräte systematisch vernichtete. Dennoch drang die Armee unaufhaltsam vorwärts. Sie überschritt die reißende Jalomitza und drang an der Bahn Ploesti-Fokşani in wenigen Tagen bis Mizil vor. Unter dem Druck ihres linken Flügels, der am und teilweise noch im Gebirge stand, wurde nunmehr auch der Bodzapaß frei. Während der rechte Flügel und die Donauarmee teilweise noch zurücklagen, wurde nach Überwindung des Calmatuiulabschnittes die Stadt Buzeu erreicht und in der Nacht vom 14. zum 15. Dezember durch Truppen des Generals Morgen in nächtlichem Angriff genommen.

Während dieses ganzen beschwerlichen Vormarsches fielen täglich Tausende von Rumänen in unsere Hand. Die rumänische Armee war für den Augenblick demoralisiert. Daran war kein Zweifel. Aber russische Kräfte aus der oberen Moldau waren ihnen zu Hilfe gekommen, hatten die schon in den Kämpfen südwestlich Bukarest eingesetzten russischen Truppen verstärkt und suchten den allgemeinen Rückzug zum Stehen zu bringen. Sie mischten überall rumänische und russische Bestände durcheinander, um die gesunkene Moral der Rumänen wieder zu heben. Auch der Oberbefehl über die feindliche Front ging jetzt in russische Hände über. Der rumänische Feldzug ging in den russischen über.

Rückblick

Rumänischer Kriegsschauplatz, 28. Januar 1917.

Mit Septembersonne über siebenbürgischem Herbstwald begann es — bei Hötzing und Hermannstadt — unter dem Jubel der ungarländischen Sachsen. In Schnee und russischer Kälte endet es heut — an den vereisten Sumpfufern des Sereth — unter dem Krächzen tausend schwarzer Raben — im blutigen Hin und Her des dreimal verwünschten Stellungskrieges. Dazwischen liegt der rumänische Feldzug — durchsichtig — abgeschlossen — schon heute ein klassisches Stück Geschichte dieses Krieges, obwohl niemand weiß, wann er von neuem beginnt.

Indem die siegreiche Klimax dieses Feldzuges zusammenfiel mit dem deutschen Friedensangebot, ist seine unmittelbare Wirkung in Deutschland nicht völlig zur Geltung gekommen. Das wird die Zukunft nachholen. Aber schon heute sehen wir das Gerippe und viele bunte Einzelheiten.

Um wieviel reicher war dieser Feldzug als der serbische, der vor einem Jahre im Stellungskrieg vor Valona und Saloniki endigte. Jener im ganzen ein Kesseltreiben gegen einen Feind, der lediglich Nachhutgefechte lieferte — persönlich ebenso tapfer wie in seiner Führung ideenarm. Der rumänische Feldzug war ein Mikrokosmos dieses ganzen Weltkrieges. Er brachte offene Bewegungsschlachten — bei Kronstadt und am Arges. Durchbruchsschlachten gegen starke feindliche Barrièren in der Dobrutscha und bei Rimnicul Sarat, Umgehungsschlachten im Gebirge — bei Hermannstadt und im Törzburgerpaß. In den Gebirgskämpfen südlich Predeal und nördlich Campolung drohte er eine Zeitlang in erbitterten Stellungskrieg umzuschlagen. Aber am Rotenturmpaß zeigten die Elitetruppen des Generals Krafft, wie unter tüchtiger Führung auch eine Hochgebirgsfestung langsam sicher niedergekämpft werden kann. Der rumänische Feldzug brachte technische Meisterstücke — den Donauübergang Mackensens, den Durchbruch einer ganzen Armee durch eine einzige Schluchtstraße in die Ebene. Er brachte zwischen Craiova und Bukarest Reiterattacken — die Forts von Tutrakan wurden durch ein paar Kompagnien überrannt —, eine der stärksten Festungen der Welt montierte im Anblick unserer Truppen ab. In seinem Rhythmus, in dem Ineinanderspiel zwischen Falkenhayns und Mackensens Operationen setzte sich, wie in keinem anderen Feldzug, eine überlegene Idee siegreich durch, die mit dem Gegner spielte, wie die Katze mit der Maus.

Und doch ward dieser Feldzug gegen einen anderen Gegner gewonnen, als der Serbe es war. Seine Führung überraschte immer wieder durch Elastizität und Hartnäckigkeit. Der Vorstoß an unserer linken Flanke ins obere Alttal nach dem Hermannstädter Siege — die Verteidigung von Azuga und Campolung — die heroische Anstrengung am Arges vor den Toren der Hauptstadt — das alles ist von unseren Heerführern hier unten in seiner Tüchtigkeit immer wieder gewürdigt worden. Das Menschenmaterial des Gegners war nicht erstklassig. Es wies zu große Verschiedenheiten auf. Nach einer Niederlage waren sie kopflos, und an das Artilleriefeuer mußten sie sich erst langsam gewöhnen. Aber an persönlicher Tapferkeit haben es viele Kontingente nicht fehlen lassen. Wie sinnlos, aber kühn rannten die Bataillone bei Sankt Peter immer wieder gegen unser Sperrfeuer an. Wie zäh hielten sie in den Gräben von Predeal aus. Und die kleine Orsovagruppe, die wochenlang im Kessel saß und erst bei Turnu Margurele gefangen ward, hat die rumänische Waffenehre noch gerettet, als das Gros schon längst nur durch russische Hilfe noch zu halten war. Gewiß, es sind zahllose Fälle von Feigheit und würdeloser Ergebung vor-

gekommen. Aber weder unseren Soldaten noch unserer Führung wird gerecht, wer den Gegner des rumänischen Feldzugs als Tölpel und Schwächling hinstellt.

Für das Gemüt und die Erinnerung der deutschen Soldaten wird dieser Feldzug immer in zwei gänzlich verschiedene Hälften zerfallen. Da war das Leben in Ungarn — vor allem das Leben in den siebenbürgisch-sächsischen Dörfern. Noch heute, wenn sie in den schmutzigen, verbrannten, ausgeplünderten Dörfern am Sereth sitzen, schwärmen sie von den Bauernhäusern jenseits des Gebirges, die ihnen freudig ihr Bestes boten, von den sauberen Mädchen, den anheimelnden Gaststuben, von den jubelnden Empfängen der befreiten Städte, von der ganzen verschlafenen deutschen Welt, die der Krieg und unsere Soldaten zu neuem Leben erweckten. Aber auch von den Ungarn. Ihre Gastlichkeit, ihr unverwüstlicher Frohsinn — wie herrlich war das Leben in Dewa und Mediasch und Brasso gegenüber dem Elend hier in Buzau oder in Focsani. Vor dem Kriege war Ungarn dem Durchschnittsdeutschen das unbekannte Land des Mikosch und der Zigeuner. Der rumänische Feldzug hat zwischen Reichsdeutschen und Madjaren die ersten, auf wirklicher Kenntnis beruhenden Bande geknüpft. Und es ist schwer zu sagen, wer dabei am meisten gelernt hat.

Aber nach Siebenbürgen kam der zweite Teil — der Zug durch die Walachei. Zuerst war es ein großes Staunen. Die Dörfer wimmelten von Vieh. Die Einwohner waren freundlich. In allen Städten sprach man deutsch. Die Städte waren reich. Man kaufte Seife für ein Vierteljahr und Salami, mehr als man verpacken konnte. Überall begegnete man gefüllten Weizenschauern, reichen Weinkellern. Man aß und trank und fand das Land ganz anders, als dieser verachtende Name der Walachei besagte. Aber je mehr man nach Osten rückte, desto unwirtlicher ward es. Das Land ward scheinbar weniger reich. Die zerbrochenen Brücken mehrten sich. Es kamen die verschütteten Bohrtürme, die rauchenden Benzintanks, die brennenden Ölraffinerien von Targoviste und Ploesti. Es kamen die ausgeplünderten Dörfer, aus denen die Russen flohen. Die brennenden Weizenschuppen. Die Buzeusümpfe. Und die Bewohner wurden „östlicher". Es schien eine westliche Hälfte von Rumänien zu geben, die österreichisch — und eine östliche, die russisch-balkanisch war. Und zu all diesen Schwierigkeiten der Wege, der Verpflegung, der Quartiere kamen die dichten Russenscharen, ihre zahllosen Gräben, ihre schwere Artillerie. Gewiß auch sie wurden geschlagen. Der Vormarsch hielt an. Aber das Ideelle dieses Feldzuges, sein Schwung und seine Elastizität waren hin, seitdem alle Einzelkriegsschauplätze zusammengelaufen waren in eine einzige Linie, die den Widerstand der russischen Barrieren vor sich her in immer erneuten blutigen Durchbrüchen ostwärts drängte. Mit der Schlacht von Rimnicul-Sarat hatte der eigentliche rumänische Feldzug sein Ende erreicht. Was folgte, war eine wochenlange Russenschlacht — wie in Galizien.

Was jetzt vorn am Sereth liegt — unter russischen Granaten — in dem hartgefrorenen Sumpfboden der Moldau — was die Donaumündung bewacht — was auf kahlen Feldern und holprigen Straßen im eisigen Wind des nahen Meeres Munition und Proviant hin- und herschleppt, manche dieser Männer haben schon den Anfang dieses rumänischen Feldzuges im Marostal und bei Mehadia gesehen. Manche sind bei Petroseny zu uns gestoßen. Manche haben den Sereth nicht erreicht. Die große Schleifenfahrt vom Vulkanpaß bis Predeal, von Predeal bis Targu Jiu, von Targu Jiu bis Braila, sie ist für viele eine Fahrt des Sieges, unvergeßlicher Erinnerungen, kritischer und heldischer Stunden — aber für manche auch die letzte Fahrt geworden. Und wenn wir jetzt vom Sereth über das breite weiße Gebirge in die südungarischen Komitate blicken, so sehen wir im Schnee der Walachei und der transsylvanischen Berge viele Kreuze mit deutschen Namen. Keiner dieser Toten von Caineni und Rucar und Azuga und Rimnicul-Sarat wollte hier etwas für sich. Jetzt liegen sie weit von der Heimat — als Opfer, als Saat, als Sicherung. Denn nicht nur die lebendige Mauer der Kämpfenden schützt Deutschlands Grenzen, sondern auch die Felder der Toten in Polen und Mazedonien, in Frankreich und der Walachei. Wie aber muß dies Deutschland von außen gehaßt und von innen geliebt sein, wenn es seine Toten so weit in alle Welt verstreuen muß — nur um seinen heiligen Boden zu schützen.

Von Dr. Adolf Köster erschienen im Verlag Albert Langen

Die stille Schlacht

Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier

Umschlagzeichnung von Carl Arnold

Geheftet 1 Mark 50 Pf., gebunden 2 Mark

Frankfurter Zeitung: Die bange Frage beim Erscheinen jedes neuen Kriegsbuchs: „Habe ich's nicht schon zehnmal gelesen, kann es mir noch etwas bieten?" darf hier getrost mit dem Hinweis auf die Verschiedenheit der mechanischen Wiedergabe im Lichtbild und der seelischen Wiedererschaffung im Bilde beantwortet werden. Wie wir im guten Bilde Berg und Tal, Wald und Ackerbreite immer wieder mit Freude und Bereicherung beschauen können, so auch in diesen Kriegsbildern unser Männervolk draußen wie es liebt und leidet, wie es kämpft und ruht ... Die Zurückhaltung des Verfassers gegenüber dem Schaurigen ist äußerst wohltuend, sein Mitempfinden ist immer männlich gefaßt, und doch fühlen wir, wie ein meisterhaft geführter Bogen über die straffen Saiten unsrer Seele streicht. Wo immer es geht, denkt Köster über den Krieg hinaus in Vergangenheit und Zukunft ...

Wiener Fremdenblatt: Ein neues wundervolles, hochinteressantes Werk dieses Autors, der als Kriegsberichterstatter auf dem westlichen Kriegsschauplatz weilte. — Die seltene, wohlklingende Schönheit der Sprache, die packende, realistische Schilderungskraft, das innige Verständnis und die treffliche Auffassungsgabe für alle Ereignisse prädestinieren Köster zum Schriftsteller. Er ist hinreißend und atembeklemmend mit seinen Frontbildern, rührend und ergreifend als Maler der Not und des Elends. Sein Pinsel trifft das richtige Kolorit, ohne Übertreibung, in den Rahmen der Wahrheit gefesselt. Sein Buch ist eines der besten der Neuerscheinungen und er selbst einer der besten der „neuen Dichter".

Preußische Jahrbücher, Berlin: Was er gibt, hat, neben dem aktuellen, bleibenden Kunstwert. Wir fühlen den ständigen Regen, spüren den nassen Lehm, sehen die beschossene Kapelle, hören die Gefangenen erzählen, und Orte, die bisher nur Punkte auf der Karte für uns waren, bekommen Leben und Gestalt ... Alles wird in einem sachlichen Tone, ohne Mätzchen, mit äußerster Anschaulichkeit nicht berichtet, sondern erzählt, das schönste Lob, das man einem derartigen Buche spenden kann.

Mit den Bulgaren

Kriegsberichte aus Serbien und Mazedonien

Umschlagzeichnung von Carl Arnold

Geheftet 1 Mark 50 Pf., gebunden 2 Mark

Die Post, Berlin: Aus den wundervoll lebendig gezeichneten Berichten spricht nicht so sehr der Kriegsteilnehmer, als vielmehr der Geschichtsforscher und Dichter. Köster behält sich den einzelnen Ereignissen gegenüber eine selbständige Stellung vor. Seine Persönlichkeit verarbeitet die Eindrücke erst, um sie dann in eigener Prägung wiederzugeben. So sehen wir mehr das tiefinnere Wesen der Begebnisse. Wir nehmen innerlich Anteil nnd erleben den Gang der geschichtlichen Bedeutsamkeiten tatsächlich. Seine Schilderungen sind nicht Erzählungen von diesen oder jenen Vorfällen, sondern Bilder aus ihnen. Sie entkeimen den Geschehnissen. Sind also von deren Herzblut durchpulst. So besitzen sie höchste Eindruckskraft. Jedem Teilnehmer an dem Feldzug in diesem Teil Europas werden Kösters Berichte ein unschätzbares Gut bedeuten.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig